

Kampfschriften der Obersten S.A. Führung

Band 9

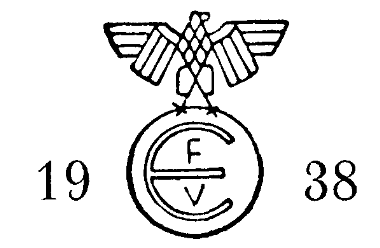
Im Kampf um das Reich

S.A.-Männer erzählen ihre Erlebnisse aus dem Ringen um die Macht im Staate

Zentralverlag der NSDAP Frz. Eher Nachf. München

Im Kampf um das Reich

SA.-Männer erzählen ihre Erlebnisse aus dem Ringen um die Macht im Staate



Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf.
München

Begründet und herausgegeben von Obersturmbannführer Körbel,
Chef der Abteilung Presse und Propaganda der Obersten SA.-Führung

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München

Zur Einführung

Das Grundelement der Sturmabteilungen Adolf Hitlers ist der Kampf.

Dieser Kampf, der gleichermaßen um die Größe des neuen Staates wie um die Reinheit der Idee des Führers geht, ist vielfältig wie keiner zuvor.

Diesen Kampf der SA. zum Kampf des ganzen Volkes zu machen, ist der Zweck dieser Schriftenreihe, die von der Obersten SA.-Führung herausgegeben wird.

Diese Bändchen sollen nicht nur eine geschliffene Waffe in der Hand jedes politischen Kämpfers sein, sondern auch Quell der Erkenntnis für jeden deutschen Volksgenossen.

Obergruppenführer.

Unbekannte Helden

In den Zeilen dieser Kampfschrift erzählen nicht führende Persönlichkeiten vom Kampf um die Macht, sondern es spricht der kleine, unbekannte SA.-Mann. Manche seiner Erlebnisse, wie der Reichsparteitag 1929, die Tage von Braunschweig und der Blutsonntag von Altona, sind heute sehr vielen Volksgenossen bekannt. Allein derartige Geschehnisse machen nur den kleinsten Teil des Inhaltes aus. Hier kommt es vielmehr darauf an, einen Einblick zu geben in den politischen Alltag des Mannes im Braunhemd, eines Alltags, der in seinen wesentlichen Merkmalen in allen Teilen des Reiches und darüber hinaus in Danzig und Österreich gleich war. Dabei war es nicht wesentlich, ob eine rein marxistische Regierung oder eine schwarz-rote Koalition das Heft in der Hand hatte oder ob die Geschicke eines Landes von den Vertretern des politischen Katholizismus gelenkt wurden. Sie alle verfolgten die nationalsozialistische Weltanschauung und ihre Träger mit dem gleichen verbissenen Haß, und in erster Linie waren die aktivsten Vorkämpfer der Idee das Ziel jeden Terrors und der Verfolgungen. Das aber sind stets und in allen Teilen des Reiches die SA.-Männer gewesen.

Sie waren es auch, die die Hauptlast der blutigen Auseinandersetzungen mit den Marxisten aller Schattierungen zu tragen hatten und in deren Reihen die meisten Männer mit dem Namen des Führers auf den Lippen ihr Leben gaben für die kommende Freiheit ihres Volkes.

Die Straße, welche die SA. marschierte, war ein Gang durch brutalste Unterdrückung zum Sieg. Mit Blut ist ihre Geschichte geschrieben von dem Tage an, da sie als Saalordnertruppe in der historischen Saalschlacht im Festsaal des Münchener Hofbräuhauses vom Führer den Namen Sturmabteilung bekam, bis zum 30. Januar 1933 und darüber hinaus.

Man hat bis auf wenige große Ereignisse nicht allzuviel gehört und gelesen von diesem erbitterten Ringen; denn die Männer, die das alles mitmachten, das waren keine Literaten, sondern Kämpfer.

Allein heute erscheint es an der Zeit, daß man jene Zeit, die Kampfzeit, mit all ihren Härten, aber auch mit ihren prachtvollen Siegen, zeigt, wie sie war. Nicht aus Geltungsbedürfnis: denn das hat die SA. nicht nötig, sondern als Vermächtnis der Ermordeten und jener anderen Kameraden, deren Blut und Opfer den Weg bereiteten für den Neubau des Reiches, für all die, welche einst nach uns kommen und das vollenden, wofür die „Alten" kämpften.

Sie sollen uns Vorbild sein, jene ersten SA.-Männer, mit ihrer Einsatzbereitschaft, ihrem Opfermut, ihrem Kameradschaftsgeist und ihrer Treue. Wir wollen sie nie vergessen; denn nur in ihrem Geist können auch wir, kann Deutschland leben.

Aus kleinsten Anfängen

Als der Kampf um Berlin begann

Schwere Wochen und Monate lagen hinter uns. Nach der Erschießung Rathenaus hagelte es Verfolgungen, Verbote, Verhaftungen, Haussuchungen, Vorladungen auf die IA und dergleichen mehr. Unmittelbar bevorstehen sollte auch das Verbot der NSDAP. mit allen ihren Unterorganisationen für Preußen. Man hatte uns zu rechtlosen Staatsbürgern zweiten Grades gestempelt, und auch das bürgerliche Spießertum, in dessen Augen wir so etwas wie Nationalbolschewisten waren — die Betonung lag auf Bolschewisten —, machte drei Kreuze hinter unsere Namen. Kein Wunder, daß wir für die Kommune und ihren marxistischen Anhang nur noch Freiwild waren, das man ungestraft jagen konnte. Wo immer sich einer durch sein Abzeichen oder durch Äußerungen zu uns bekannte, mußte er gewärtig sein, erbarmungslos zusammengeschlagen oder von der Systempolizei zum „Alex" geschleppt zu werden. Wer Pech hatte, dem konnte allerdings auch beides passieren.

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, wenn sich unsere Reihen lichteten. Wieder einmal wurde die Spreu vom Weizen geschieden, wie so oft, wenn es zu beweisen galt, ob einer als ganzer Kerl zu uns gehörte oder nur Mitläufer war. Es ist klar, daß dieser Ausscheidungsprozeß von uns selbst am meisten begrüßt wurde. Was danach noch zu unserer Fahne stand, allen Schikanen und Verfolgungen zum Trotz, waren Männer, die auf Gedeih und Verderb eisern zusammenhielten, Kameraden, die sich unbedingt aufeinander verlassen konnten, selbst wenn es auf Tod und Leben ging, wie damals im Zirkus Busch.

Oktober 1922. Wir sitzen in unserem Verkehrslokal und diskutieren die Ereignisse der letzten Zeit. Aber heute liegt eine

besondere Spannung über dem Raum. Schon vor Tagen war durchgegeben worden, daß wir demnächst in einer Riesenversammlung als Saalschutz eingesetzt würden. Jetzt steht unser Stoßtruppführer auf. „Alles mal herhören!" Sofort tritt Stille ein. „Am Sonntag, den 15. Oktober, findet eine Massenversammlung im Zirkus Busch statt. Der Stoßtrupp besetzt von 7 Uhr früh ab die Eingänge zum Zirkus. Anmarsch nicht geschlossen, sondern in kleinen Gruppen von drei und vier Mann. Die Kommune wird versuchen, die Versammlung zu sprengen. Anzug: Räuberzivil. Danke!"

Das war so richtig eine Sache nach unserem Herzen. Endlich mal wieder eine große Aktion. Immerhin konnte kein Zweifel darüber herrschen, daß bei der innerpolitischen Hochspannung die „politischen Kinder" des Herrn Severing es nicht an den bekannten Empfangsfeierlichkeiten fehlen lassen würden, deren Reihenfolge scheinbar von den Genossen bereits festgelegt war. Schon tagelang vor der Versammlung tischte die „Rote Fahne" ihren Lesern die haarsträubendsten Schauermärchen auf von blutrünstigen Absichten, die wir angeblich gegen das „wehrlose Proletariat" der Reichshauptstadt hegen sollten. Die unflätigsten Schimpfkanonaden wurden von den jüdischen Schreiberlingen gegen uns losgelassen und verblümt und unverblümt dazu aufgefordert, die Versammlung auf jeden Fall „in die Luft zu sprengen". Na, Bangemachen gab's bei uns nicht. Wie gesagt, wir waren auf allerhand gefaßt. Aber daß der Tag einen so bitterbösen Verlauf nehmen würde, hatte keiner von uns erwartet.

In kleinen Gruppen von zwei, drei und vier Mann, möglichst gut getarnt, pürschten wir uns am Sonntag, den 15. Oktober 1922, in aller Frühe an den Zirkus Busch heran, den wir auch unbehelligt erreichten. Noch war von der Kommune weit und breit nichts zu sehen, außer ein paar verdächtigen Gestalten, die sich in achtungsvoller Entfernung von uns herumdrückten.

Gegen 7 Uhr hatten etwa 200 Mann Saalschutz die Eingänge zum Zirkus und die Tore des Vorhofes besetzt. Scharf wurden die Vorgänge auf der Straße beobachtet. Die Anzeichen mehrten sich, aus denen zu entnehmen war, daß die Kommune heute zu einem ganz großen Schlag ausholen wollte. Im Hause Burg-

straße 28 richteten die Roten ein regelrechtes Sanitätsdepot ein mit Tragbahren, gepolsterten Krankensesseln und allem Drum und Dran. Dazu tauchten überall fliegende rote Sanitätskolonnen auf. Alle diese Maßnahmen deuteten darauf hin, daß die KPD. mit blutigen Zusammenstößen großen Umfanges rechnete. Jetzt rückte in streng militärisch aufgezogenen Kolonnen die Rote Garde heran, verstärkt durch das lichtscheueste Gesindel, das in Berlin aufzutreiben war. Zwischen 7 und 8 Uhr sah die Lage für uns alles andere als rosig aus. Der Saalschutz von 200 Mann stand einer zwanzigfachen Übermacht gegenüber, die dauernd noch Zuzug erhielt. Gegen 8.30 Uhr war der rote Aufmarsch beendet. Durch wilde Zurufe und Hetzreden feuerten die roten „Führer" ihre Kolonnen zum Angriff an. Zwanzig bis dreißig Volksgenossen, die in den Zirkus wollten, wurden in rohester Weise niedergeschlagen und so lange bearbeitet, bis sie am Boden liegenblieben. Die rote Bestie hatte Blut gerochen. Die nächsten Opfer waren sechs Schutzpolizisten, die schwer mißhandelt wurden, nachdem man sie ihrer Waffen beraubt hatte. Schlimmer erging es einer Radfahrerpatrouille der Schupo mit zwei Wachtmeistern, die in diesem Moment zum Zirkus kamen. Sie wurden sofort von den Rädern gerissen, der eine erhielt einen Dolchstich in das Genick, der andere in die Schulter.

Mit verbissenen Gesichtern standen wir auf unseren Posten. Jeder Ausfall wäre Wahnsinn gewesen. Überdies setzte die rote Flut jetzt zum Generalsturm auf den Zirkus an. Wir sind entschlossen, das Gebäude bis zum letzten Mann zu verteidigen und unter allen Umständen zu halten. Ausgesuchte Männer halten die erste Linie besetzt, den Zaun, der das Zirkusgebäude nach der Straße zu abschließt. Dahinter, im Vorhof, stehen als zweite Kampflinie die Bereitschaftskommandos und schließlich verfügen wir noch über eine dritte Kampflinie, bestehend aus den Kameraden, die die Eingänge zum Zirkusgebäude zu bewachen haben.

Mit Zaunlatten, Eisenstangen, Totschlägern, Dolchen, Stemmeisen und anderen Verbrecherwerkzeugen bewaffnet, grölend und brüllend wie wilde Tiere, wälzt sich der rote Mob heran. Faustgroße Steine sausen uns um die Ohren. Ein erbittertes Ringen um den Zirkuszaun beginnt. Wir wissen, daß alles davon abhängt,

diese Stellung zu halten, und stehen wie eine Mauer. Hier und da sinken Kameraden blutüberströmt zusammen und immer mehr Moskowitern gelingt es, in den Vorhof einzudringen. Wir weichen nicht von unseren Plätzen. Geben nur scheinbar in der Mitte etwas nach. Schon frohlockt die Kommune ob des vermeintlichen Sieges. Aber jetzt werden unsere Bereitschaftskommandos eingesetzt. Es gibt etwas Luft.

Wir schlagen zu, daß den Genossen Hören und Sehen vergeht.

Langsam gehen die Angreifer zurück. Noch einmal wogt der Kampf hin und her. Doch die Gewalt des Ansturmes ist an unserem eisernen Widerstand zerbrochen. Die Moskowiter müssen das Feld räumen. Der Zirkus gehört uns. Zwölf Schwer- und 26 Leichtverletzte haben wir, die verbeulten Schädel nicht gerechnet.

Die Kommune in den Straßen rast vor Wut. Überall sammeln die Führer ihre roten Kolonnen. Ein zweiter Angriff auf den Zirkus muß unmittelbar bevorstehen. Aber jetzt endlich erscheinen starke Kommandos der Schupo, von dem roten Gesindel mit einem unbeschreiblichen Wutgeheul empfangen. Einen schweren Stand haben die Beamten, und erst mit der blanken Waffe gelingt es ihnen, die tobende Masse Mensch langsam bis zum Hakkeschen Markt zurückzudrängen und hier durch die Drohung, bei weiteren Angriffen von der Schußwaffe Gebrauch zu machen, festzuhalten.

In aller Eile strömen nun die Versammlungsteilnehmer in den Zirkus. Dabei schmuggeln sich natürlich viele Genossen mit in das Gebäude ein, die unter Verlust von einigen Fensterscheiben und Türen erst wieder an die frische Luft befördert werden müssen. Und schon galt es auch wieder, draußen bereit zu sein. Starken roten Kräften war es trotz der strengen Absperrung gelungen, auf Umwegen wieder an den Zirkus heranzukommen. Von neuem entwickelt sich ein heftiger Kampf. Durch einen Stich ins Herz getroffen, sinkt ein Wachtmeister zu Boden. Einem andern wird mit einer Axt der Schädel gespalten. Wie die Raubtiere springen die roten Unterweltler die Polizeibeamten an, entreißen ihnen die Seitengewehre, schlagen auf sie ein. Zwei Versammlungsteilnehmer, die in den Zirkus wollen, werden niedergeknüppelt und in die nahe Spree geworfen. Ein Händler mit der „Deutschen Zeitung", ein alter Mann, wird so lange niedergetrampelt, bis er

bewußtlos liegenbleibt. Man fühlt sich in die schlimmsten Tage der Spartakusherrschaft zurückversetzt. Aber in den Zirkus kamen die roten Strolche doch nicht. Erbarmungslos schlugen wir jeden Angriff der Rotmordbanditen zusammen.

Die Polizei kämmte jetzt systematisch die Straßen durch, beschlagnahmte das rote Sanitätsdepot und riegelte sämtliche Zugangswege zum Zirkus ab. Die Versammlung selbst nahm dann einen ungestörten Verlauf, wenn auch eine begreifliche Erregung die vielen Tausende beherrschte, die den Zirkus bis auf den letzten Platz füllten. Stehend sang die Menge zum Schluß das Deutschlandlied.

Auf Anraten der Polizei erfolgte der Abmarsch der Versammlungsteilnehmer, unter denen sich viele Frauen befanden, in geschlossener Kolonne. Starke Kommandos des Saalschutzes eröffneten und beschlossen den Zug, der sich durch den Lustgarten und dann die Linden entlang bewegte. In der Mitte gingen die Frauen, rechts und links die männlichen Teilnehmer. Die Kommune, von der Polizei in den Nebenstraßen zurückgehalten, hatte sich scheinbar etwas beruhigt und begnügte sich mit den üblichen Beschimpfungen wie: Bluthunde, Arbeitermörder usw. Aber noch einmal sollte es zu neuen, blutigen Zusammenstößen kommen.

Unser Stoßtrupp, der als Vorhut die Spitze des Zuges bildete, erhielt etwa in Höhe der Universität die Meldung, daß die ganze Universitätsstraße voller Rotgardisten stecke, die scheinbar einen neuen Überfall beabsichtigten. Das mußte mit Rücksicht auf die vielen hundert Frauen in unserem Zuge unbedingt vereitelt werden, sollte es nicht ein unübersehbares Unglück geben.

Inzwischen haben wir die Universitätsstraße erreicht, schwenken ein und übersehen mit einem Blick die Gefährlichkeit der Situation. Von der Mittelstraße an rückwärts bis zum Bahndamm ist die Straße in ihrer ganzen Breite angefüllt von Roten. Weit und breit keine Polizei zu sehen. Ruhig, mit eisernen Mienen, im Gleichschritt, marschieren wir. Keine Muskel zuckt in unseren Gesichtern. Noch etwa 50 Schritte trennen uns von den Roten. Scharfe Kommandos. „Abteilung — halt!" „Rührt euch!" „Fertigmachen!" „Vorwärts — marsch marsch!" Das alles ging schneller, als es hier erzählt werden kann. Im Vorwärtsstürmen

schwärmen wir etwas aus. Wir wollen einen breiten Keil in den roten Damm treiben. Schnell habe ich mich mit einigen Kameraden verständigt. Unser Ziel ist der rote Fahnenträger, ein riesiger Kerl, umgeben von einer Art Leibgarde. Im nächsten Augenblick ist die Straße der Schauplatz eines erbitterten Kampfes. Die seit Stunden in uns aufgespeicherte Wut ist unser bester Bundesgenosse. Unser Sturm wird von einem Schwung getragen, an dem aller Widerstand der Kommune trotz ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit zerbrechen muß. Aber vor uns flattert noch immer der rote Fetzen, das Symbol Moskaus. Noch heute steht das brutale Grinsen des roten Fahnenträgers in aller Deutlichkeit vor meinen Augen. Die Fahne muß genommen werden, koste es, was es wolle. Wir schlagen um uns wie die Berserker. Jetzt sind wir 'ran. Schon greifen ein paar Fäuste nach der Fahnenstange. Zwei, drei Mann hängen sich an den Rotgardisten. Hageldicht sausen die Schläge auf uns nieder. Aber wir haben uns verbissen, lassen nicht mehr los. Noch ein letzter, verzweifelter Versuch der Kommunisten, dann zersplittert die Fahnenstange in mehrere Stücke. 'runter mit dem Fetzen.

Der Kampf ist entschieden. Die Straße gehört uns. Die Moskowiter flüchten auf der ganzen Linie. Schon setzen wir zur Verfolgung an. Da bellen vom Bahndamm her ein paar Maschinenpistolen der Schupo auf.

Wir haben keine Lust, vielleicht noch Quartier in dem roten Gebäude am Alex zu nehmen und nutzlos Unterhaltungen mit dem damaligen Chef der politischen Polizei, dem sattsam bekannten Juden Isidor Weiß, zu pflegen. Die Versammlungsteilnehmer waren in Sicherheit, also lösten wir uns auf.

Unvergeßlich wird uns für alle Zeiten dieser Blutsonntag sein. Drei Menschen hatte die Kommune hingemordet, mehr als 60 Schwerverletzte lagen in den Krankenhäusern und Rettungsstationen. Wieder einmal hatte die KPD. ihr wahres Gesicht enthüllt. Die „Rote Fahne" überschlug sich förmlich vor Wut und Haß darüber, daß es einer kleinen Schar entschlossener Männer möglich war, gegenüber einer zwanzigfachen Übermacht auch für sich das Recht auf Versammlungsfreiheit zu sichern und, was in den Augen der Roten noch schlimmer war, zum ersten



„Schon greifen ein paar Fäuste nach der Fahnenstange"

Male auch in Berlin den roten Terror auf der Straße zu brechen. Mit neuem Mut sahen wir in die Zukunft. Wohl wurde vier Wochen später, am 19. November 1922, die NSDAP. für Preußen wirklich verboten. Aber wir hielten zusammen wie die Kletten. Erfanden immer neue Decknamen für unsere Zusammenkünfte. In aller Heimlichkeit wurde im Januar des folgenden Jahres die erste Berliner Hakenkreuzfahne nachts in einem 70 Meter unter der Erde liegenden Stollen der Rüdersdorfer Kalkberge am Heinitzsee geweiht. Albert Leo Schlageter, der erste Soldat des Dritten Reiches, gehörte mit zu den wenigen Teilnehmern dieser denkwürdigen Feier. Und im gleichen Monat, am 26. Januar 1923, fuhren wir verbotenen Berliner Nationalsozialisten zum ersten Reichsparteitag der NSDAP. nach München.

Unbeirrbar gingen wir unseren Weg. Kämpften weiter für ein neues Deutschland der Ehre und Freiheit und für seinen Führer — Adolf Hitler.

Rote Untermenschen in Göppingen

Es war in den ersten Tagen des Dezember 1922. Der Name Adolf Hitler war kaum bekannt in den Gauen unseres Vaterlandes. Langsam nur wuchs die Zahl derer, die sich zu ihm bekannten, und die sich damit bekannten zu Deutschland. In verschiedenen größeren Orten Württembergs bestanden jedoch bereits Ortsgruppen der NSDAP., wenn sie auch nur wenige Parteigenossen umfaßten. Um die Idee des Führers auch in weitere Kreise der Bevölkerung zu tragen, wurde eine Reihe von Versammlungen angesetzt. Der Anfang war nicht gerade ermutigend. Die erste Kundgebung stieg in Geislingen am 9. Dezember. Es dauerte auch nicht lange, da hatten die Moskowiter die Versammlung gesprengt und alles kurz und klein geschlagen. Wie das damals so üblich war, verbot daraufhin die Polizei die Fortführung.

Jedoch kneifen gab's nicht. Schon am nächsten Tage fand in Stuttgart die zweite Versammlung statt. Auch hier versuchten Marxisten beider Richtungen, den Laden hochgehen zu lassen,

was ihnen aber vorbeigelang. Als dritte Stadt war nun Göppingen an der Reihe. Trotz zahlreicher Drohungen setzte man die Kundgebung an, und zwar für Montag, den 11. Dezember.

In München, der Geburtsstätte der Bewegung, fand am Vorabend eine Weihnachtsfeier der 4. und 17. Münchener Hundertschaft statt, bei der auch der Führer anwesend war. Plötzlich traf ein Kurier ein, der meldete, daß in Württemberg bereits einige Versammlungen von Marxisten gesprengt worden seien. Nun gab es kein langes Besinnen. Sofort gab Adolf Hitler den Befehl, für die Göppinger Versammlung einen Saal- und Rednerschutz zusammenzustellen. Im Nu hatten sich aus den verschiedenen Hundertschaften 90 Mann bei Parteigenossen Berchtold, dem jetzigen Hauptschriftleiter des Kampfblatts „Der SA.-Mann" und SA.-Gruppenführer, freiwillig gemeldet.

Am nächsten Tage, vormittags 11 Uhr, sammelten sich die Männer am Starnberger Bahnhof. Es wurden drei Züge gebildet. Den ersten führte Parteigenosse Berchtold, den zweiten Parteigenosse Rudolf Heß, der Stellvertreter des Führers, und den dritten Parteigenosse Hochgraßl. Zunächst ging es zum Pschorrbräukeller, wo der Führer einige knappe Worte an die Hundertschaft richtete.

Die Stimmung auf der Fahrt war prächtig. Immer wieder klangen Kampflieder der jungen Bewegung und die schönen alten Soldatenlieder auf. In Ulm hieß es umsteigen. Hierbei erregten die Nazis den Unwillen des Fahrdienstleiters, der an dem militärischen Auftreten erheblichen Anstoß nahm. Dem Manne konnte geholfen werden. Gemessenen Schrittes betrat die Hundertschaft einzeln, ein Mann hinter dem andern, den dritten Bahnsteig. Um 5 Uhr abends kam man in Göppingen an.

In diesem schönen schwäbischen Städtchen hatte sich inzwischen verschiedenes getan. Zunächst erregte ein Plakat mit der Ankündigung der Versammlung den Zorn von zwei schwarzgelockten Kindern der Wüste, die es darauf kurzerhand abrissen. Sodann erschienen gegen 8 Uhr morgens mehrere Gewerkschaftsbonzen beim Stadtpolizeiamt, um ein Verbot der Versammlung zu erreichen. Das Innenministerium war jedoch vernünftiger als die Marxisten und lehnte das Gesuch rundweg ab.

In zwei Göppinger Tageszeitungen erschien inzwischen eine Anzeige mit einem Hinweis auf die Kundgebung, an die sich im demokratischen „Hohenstaufen" noch die Aufforderung an die Arbeiter und Arbeiterinnen anschloß, frühzeitig dort zu erscheinen. Gezeichnet war dieses Inserat von der Kommunistischen Partei und den Vereinigten Gewerkschaften. Leise verschüchtert betrat am Montagnachmittag der Besitzer des Hotels „Apostel" das Polizeiamt und teilte dort mit, daß er der Partei seinen Saal für die Kundgebung nicht zur Verfügung stellen könne. In den Betrieben war inzwischen unheimlich gehetzt worden, so daß die Arbeiter und Arbeiterinnen aufgeputscht und aufs höchste erregt waren. Das war ungefähr die Lage in Göppingen, als die Münchener Hundertschaft eintraf. Die Männer nahmen in Gruppenkolonne vor dem Bahnhof Aufstellung, und ihr Führer, Parteigenosse von Westernhagen, erklärte auf Befragen dem Polizeioberwachtmeister, daß die Aufgabe der Hundertschaft darin bestehe, eine Sprengung der Versammlung zu verhüten und den Redner zu schützen, falls die Polizei dazu nicht in der Lage sein sollte. Selbstverständlich würde man sich bemühen, alles zu vermeiden, was irgendwie zu Reibereien führen könnte.

Mit zwei weiteren Parteigenossen begab sich daraufhin von Westernhagen in das Polizeiamt zu einer Besprechung. Die Hundertschaft aber marschierte zum „Apostel", wo sie ein Schild vorfand mit der Aufschrift: „Die nationalsozialistische Arbeiterversammlung findet hier nicht statt." Außerdem war das Hotel vorsorglicherweise geschlossen.

Unterdessen hatte sich eine beträchtliche Menschenmenge eingefunden, die eine drohende Haltung einnahm. Polizeibeamte forderten die etwa 800 Marxisten auf, sich zu zerstreuen. Rote Hetzer sorgten dafür, daß dies unterblieb. Um Zwischenfällen vorzubeugen, begaben sich die Münchener in das Gasthaus, wo kurz darauf auch v. Westernhagen eintraf, der die Mitteilung brachte, daß die Versammlung nunmehr vom Innenministerium verboten sei.

Man beschloß daraufhin, zum Walfischkeller zu marschieren, um dort eine Kundgebung abzuhalten, denn unverrichteter Dinge wollte man auf keinen Fall abziehen. Um 7 Uhr setzten sich die

Kolonnen in Marsch. Hell erklingt das Lied: „Hakenkreuz am Stahlhelm." Die Menge folgt der marschierenden Abteilung. Die verhetzten Volksgenossen johlen und pfeifen. Wüste Drohungen werden laut, Zurufe: „Rathenau-Mörder!" Die Marxisten stimmen die Internationale an. Den Stimmen der Hundertschaft sind sie nicht gewachsen. Nun fliegen Schneebälle gegen die Abteilung. Innen sind Steine und Eisbrocken. Vor dem Walfischkeller wurden 25 Mann aufgestellt, die die Aufgabe haben, die rote Meute zurückzuhalten. Jetzt stürmen sie heran. Latten und Knüppel sausen durch die Luft. 25 gegen 200. Der Angriff wird abgeschlagen. Die Menge zieht sich etwa hundert Meter auf die Brücke zurück. Dunkelheit ringsum. Nur während der Einfahrt von Zügen flammen auf der Brücke Lampen auf. Drei Parteigenossen aus Tübingen und Göppingen treffen ein. Sie keuchen vom schnellen Lauf. Auf Umwegen haben sie das Lokal erreicht. Am Bahnhof stehen 20 Tübinger Parteigenossen einer verhetzten Menge von vielen hundert Arbeitern gegenüber. Sie bitten um Hilfe.

Der 25 Mann starke Trupp tritt an. Laufschritt marsch, marsch. Durch die Marxisten geht's hindurch. Sie weichen links und rechts zur Seite. Haßerfüllte Blicke treffen die Nationalsozialisten. Den Weg zum Bahnhof findet der Trupp durch etwa 2500 Marxisten versperrt. Es ist unmöglich, hier durchzukommen. Parteigenosse Berchtold verhandelt mit einigen Arbeitern. Doch Juden und Bonzen hetzen. Man beginnt auf den Trupp einzuschlagen. Eine Verstärkung ist nicht zu erwarten. Der Kampf gegen diese wahnsinnige Übermacht ist aussichtslos. Langsam weicht der Trupp zurück. Gejohle und Gebrüll setzen ein. Zaunlatten, Knüppel und Prügel sausen auf die Münchener nieder. Ein energischer Vorstoß schafft etwas Luft. Zwei Parteigenossen sinken zu Boden. Zusammengeschlagen. Die Nationalsozialisten haben nur ihr Fäuste. Mit denen zerhämmern sie die Schädel der Angreifer. Plötzlich knallen Schüsse. Fünf Männer werden getroffen. Sie brechen zusammen im Feuer. Erbittert wogt der Kampf hin und her. Von den 25 sind nun schon acht schwer verletzt. Doch noch ein Ansturm und die Münchener sind wieder im Walfischkeller.

Vor dem Lokal schart sich die Meute. Immer wieder wird sie aufgeputscht. Parteigenosse Berchtold versucht zu verhandeln. Um-

sonst. Beinahe fällt er der Wut des Pöbels zum Opfer. Nun trifft die Göppinger Polizei in Stärke von 18 Mann ein. Ihr gelingt es unter Drohung mit der Schußwaffe, die Menschen zum nördlichen Brückenkopf abzudrängen. Die Schwerverletzten werden ins Krankenhaus gebracht.

Um 19.30 Uhr kommen 20 Tübinger Studenten an. Sie wollten an der Versammlung teilnehmen. Da diese nicht stattfindet, wollen sie versuchen, sich zum „Walfischkeller" durchzuschlagen. In der Nähe des Bahnhofs werden vier von ihnen abgedrängt. Sie gehen wieder zurück. Die roten Verbrecher folgen ihnen und schlagen sie im Bahnhof nieder. Doch sie raffen sich wieder auf. Unter ständigen Schlägen kommen sie die Marktstraße hinauf. Auf dem Wege bricht ein Parteigenosse zusammen. Die vertierte Menge will ihn in den Mühlbach werfen. Rufe ertönen: „Aufhängen!" Ein Sanitäter rettet ihn, bringt ihn zur Polizeiwache. Der Student ist über und über mit Blut besudelt. Aus Mund, Nase und aus den Wunden am Rücken und an den Schenkeln strömt es unaufhörlich. Ein anderer ist schon in der Nähe der Brücke, als er von seinen Kameraden getrennt wird. Mit Zaunlatten schlägt man ihn zu Boden. Er verliert das Bewußtsein. Ein Arzt und ein Polizist schlagen sich zu ihm durch, heben ihn auf und bringen ihn in Sicherheit. Immer wieder greift das Verbrechergesindel die drei an. Man versucht, ihnen den Verwundeten zu entreißen. Am Eingang zur Polizeiwache erfolgt der letzte Ansturm. Schüsse aus den Karabinern der Polizisten treiben die Bestien zurück. Ein dritter Student wird von zwei Angehörigen des Göppinger Sportvereins zur Wache gebracht. Auch sie müssen sich ständig der Marxisten erwehren.

Es ist 20.30 Uhr. Ich komme mit dem Stuttgarter Zug in Göppingen an. Ein Parteigenosse holt mich ab und unterrichtet mich über die Lage. Ein Leutnant der Schutzpolizei, der in Zivil da ist, rät mir, hierzubleiben. In kurzer Zeit werde das Polizeikommando aus Geislingen eintreffen. Mit diesem Kommando gelingt es uns, zu unseren Parteigenossen im „Walfischkeller" zu stoßen. Unterwegs versucht man uns abzudrängen. Das mißlingt. Die Menge macht Miene, das Lokal zu stürmen. Der Führer des Kommandos nimmt einen Kommunistenführer beiseite und

fordert ihn auf, die Masse zu beruhigen. Der weigert sich. Nun beschließt man, die Münchener Kameraden auf einem Umweg zum Bahnhof zu bringen und in der Zwischenzeit die Horde noch in Schach zu halten, die sich immer wilder gebärdet.

Die Hundertschaft macht sich fertig. Unter Führung eines Göppingers und zusammen mit sechs Polizeibeamten geht's im Laufschritt in die Jahnstraße. An der Stelle, wo die Rangierbrücke über die Fils geht, ist hier ein hoher Zaun. Unter gegenseitiger Unterstützung kommen wir hinüber. Kaum stehen wir am Bahnhof, als auch schon der Schnellzug eintrifft. Die beiden ersten Wagen sind frei. Die Münchener steigen ein. Ein letzter Händedruck, ein kräftiges Heil, und schon dampft der Zug aus der Halle. Es war aber auch die höchste Zeit. Von allen Seiten strömt das rote Verbrechergesindel jetzt auf den Bahnsteig. Doch da knattern Motoren. Vier Schnell-Lastkraftwagen aus Eßlingen treffen ein, besetzt mit zwei Polizeihundertschaften. Im Nu ist der Bahnhof besetzt, und nur wenige Minuten dauert es, bis die Marxisten mit Knüppeln und Kolben vom Bahnhofsplatz und von den Hauptstraßen vertrieben sind.

Am nächsten Morgen kommt Parteigenossin Schwester Pia aus dem Krankenhaus, um zwei schwerverwundete Kameraden zum Bahnhof zu bringen. Unterwegs begegnet ihr ein Trupp Kommunisten, der sofort zum Angriff übergeht. Es hagelt Fußtritte und Schläge. In der Nähe des Bahnhofs entreißen die Banditen ihr die Verwundeten. Diese werden fürchterlich mißhandelt. Zwei Arbeiter stürzen herbei. Sie können dieses entsetzliche Bild nicht länger mitansehen und entreißen die Parteigenossin den Bestien. Im selben Augenblick wird Schwester Pia niedergeschlagen. Polizei gelingt es, die Parteigenossen in ein Hotel in der Nähe des Bahnhofs zu bringen. 20 Schutzpolizisten genügen gerade, um den Ansturm der Meute abzuwehren.

Das Ergebnis der Schlacht war auf unserer Seite zehn Schwerverletzte und 30 Leichtverletzte.

Die Gerichtsverhandlung, die am 2. Oktober 1932 in Ulm stattfand, ergab den Freispruch sämtlicher Nationalsozialisten. Acht Kommunisten erhielten drei Monate Gefängnis, die übrigen wurden freigesprochen.

Der Durchbruch in Hannover

Die Saalschlacht im Burghaus am hohen Ufer am 23. Januar 1923 kann mit Fug und Recht als die Durchbruchsschlacht der SA. in Hannover bezeichnet werden. Sie war ausschlaggebend für die Entwicklung und späteren Kämpfe der Bewegung in Niedersachsen, zeigte sie doch dem lauen Bürgertum, was Hitlergeist vermag, und den verhetzten Marxisten und Kommunisten, daß der Frontkämpfergeist, der in den gedienten und ungedienten SA.-Männern steckte, nicht mit sich spaßen läßt. An germanischem Kampfgeist, eiserner Entschlossenheit, an Trotz und Verwegenheit eines tollkühnen Häufleins zerschellten die Wünsche und Ansprüche roter und jüdischer Machthaber der damaligen Zeit.

Die marxistische „Niedersächsische Arbeiterzeitung" ereiferte sich tags darauf, daß von den „verdammten Nazis" 2000 Arbeiter aus der Versammlung herausgeschmissen wurden. Welch ein beschämendes Zeugnis sie sich und ihrem damaligen Anhang ausstellte, wußte sie wohl nicht, denn die, die ihnen die Stirne geboten hatten, waren kaum 100 Mann. Es war mehr als kühn, mit einem so kleinen Häuflein einen mehrere tausend Menschen fassenden Saal in Ordnung halten zu wollen, besonders, nachdem vorher noch bekanntgeworden war, daß die Marxisten mit aller Gewalt die Versammlung sprengen wollten und jüdische Bankiers Hunderte von Eintrittskarten gekauft hatten, die sie den Kommunisten schenkten.

Das Wort, die Versammlung zu schützen, war aber gegeben, und die Führung der SA. war sich klar, daß es einmal hart auf hart gehen müsse, und das Wort wurde gehalten. So trat denn die SA. an und heftete an diesem Tage einen Sieg an ihre Fahnen, der sich würdig denen der anderen Kameraden im Reich an die Seite stellen konnte und in der Folgezeit im Norden, wenigstens in Niedersachsen, wertvolle Früchte trug.

Lange vor Beginn der Versammlung war der große Festsaal des damaligen Burghauses, dem heutigen Rust-Haus, überfüllt. Da der Zustrom an Menschen nicht aufhörte, entschloß man sich

schließlich, sogar die Tribünen, die aus Sicherheitsgründen unbesetzt bleiben sollten, noch freizugeben. Brechend voll waren auch sie in Kürze. Verwegen sahen die Besucher aus. Zu Tausenden waren die Arbeiter gekommen. Seeräubermäßig, mit den ältesten Klamotten bekleidet und sich selbst kaum kenntlich, erschien die damals noch nicht uniformierte SA. Hochspannung lag über dem Burghaus, die ihre Wellen ausstrahlte bis in die umliegende Altstadt. Wie wird der Abend verlaufen? Wird die SA. ihre Feuerprobe bestehen? Bange Fragen lasteten auf allen Gemütern, doch Entschlossenheit und verbissener Ernst, dazu Ruhe und verhaltene Kraft leuchteten in den Augen und Mienen der SA. Schneller als alle erwartet, brach das Gewitter los. Kaum hatte man den Versammlungsleiter sprechen lassen. Mit Mühe wurde die Meute zur Ruhe gezwungen. Als jedoch der Redner ans Pult trat, brach der Tumult los.

Die Schlacht war im Gange, auch an anderen Stellen. Mit kühnem Angriffsgeist ging die SA. vor. Es wurde aufgeräumt. Reihenweise und Stühle hinterher! Kein Halten gab's. Als wenige Minuten später eine Hundertschaft Schupo eintraf, fand sie wenig Arbeit mehr vor. Der weite Saal war fluchtartig geleert worden. Zwischen den Trümmern zerbrochener Stühle und Verletzter fand man lediglich weggeworfene und verlorene Totschläger und abgebrochene Messerklingen, die „geistigen Waffen" der Kommune. Über 70 Verletzte, leichte und auch sehr schwere, hatte es auf beiden Seiten gegeben. Mit den Versprengten, dem Saalschutz und einigen anderen Beherzten wurde dann die Versammlung zu Ende geführt.

Der Abmarsch mitten in der Nacht, durch die Altstadt, der damaligen Hochburg des Kommunismus in Hannover, mußte allerdings unter dem Schutze der Polizei erfolgen. Stolzer, aufrechter als damals und mit trutzigerem Gesang ist aber die alte SA. Hannovers wohl niemals wieder marschiert.

Wenige Tage später, am 27. Januar 1923, fuhren wir als bewährte Hitler-Soldaten nach München, und groß war die Begeisterung, als in einer der damaligen Riesenversammlungen Kunde ward von der prächtigen Haltung der SA. in Hannover, ein Beweis für die süddeutschen Parteigenossen, daß auch der



„Es wurde aufgeräumt"

Norden Deutschlands zu erwachen begann und die gewaltige Idee des Führers im weiten deutschen Vaterlande überall durchdrang.

Parole: München!

Ungeheuere Opfer an Blut und Gut mußten in einem jahrelangen, erbitterten Kampf gegen das herrschende schwarz-rote System gebracht werden, um jenen unvergeßlichen, denkwürdigen 30. Januar des Jahres 1933 Wirklichkeit werden zu lassen. Erinnerungen tauchen auf. Unsere Gedanken schweifen zurück in jene Zeit, als unser Führer auf dem Marsfeld bei München seinen braunen Sturmkolonnen die ersten vier Standarten verlieh: München I, München II, Nürnberg und Landshut. Damals waren wir noch ein kleines, verspottetes und verachtetes Häuflein, und besonders in Berlin wurde jeder von der Kommune und ihrem Anhang als Freiwild betrachtet, der sich zu Adolf Hitler bekannte.

Trotzdem stand die Teilnahme am 1. Reichsparteitag der NSDAP. natürlich auch für uns fest, als es im Jahre 1923 hieß: „Wer will mit nach München?" Ob wir wollten! Nun, ganz so einfach wie heute war die Geschichte damals nicht durchzuführen. Leider mußten auch wir erkennen, daß es erstens anders kommt, zweitens als man denkt.

Dezember 1922. Ein richtiges Räuberwetter. Der nasse Schneematsch klatscht einem nur so ins Gesicht. Wer irgend kann, bleibt an solchem Abend zu Hause in seinen vier Wänden. Aber in unserem Verkehrslokal in der Bülowstraße ist wie immer dicker Betrieb. Mit wenigen Ausnahmen alles bekannte Kameraden, die Abend für Abend zur Stelle sind. Trotzdem mustere ich bei meinem Eintritt gewohnheitsmäßig die Gesichter der Anwesenden. Erfreuen wir uns doch seit einiger Zeit der besonderen Aufmerksamkeit des Polizeipräsidiums. Daß es in unseren Reihen Spitzel geben mußte, wurde uns allerdings erst klar, als einige Kameraden und ich die Aufforderung erhielten, auf der I A des Berliner Polizeipräsidiums zu erscheinen. Leider bemühte sich der Kommissar vergeblich, uns davon zu überzeugen, daß wir alle

Mitglieder einer sogenannten „Schwarzen Schar" seien, die als Symbol eine schwarze Flagge mit Totenkopf führe. Selbst die angebotenen Zigaretten halfen unserem Gedächtnis nicht wieder auf die Beine. Wir wußten nichts von „Schwarzen Männern", hatten nie eine schwarze Fahne mit Totenkopf gesehen — sie ruhte wohlverwahrt in einem sicheren Versteck — und auch von den uns genannten Personen der Bewegung war uns nichts „Hochverräterisches" bekannt.

Wie gesagt, auch an jenem klatschnassen Dezemberabend war dicker Betrieb bei uns und natürlich gab es auch viel zu erzählen. Aus den verschiedenen Bezirken Berlins, aus der Bewegung und von den Aussichten für einen Umschwung; denn wir alle waren ja schon damals besessen von der Idee, dem Volk die Augen zu öffnen über die unwürdige Rolle, die es unter der Regie der Novemberlinge zu spielen hatte.

Unbeirrbar gingen wir unseren Weg. Mit zusammengebissenen Zähnen und voll unerschütterlichen Glaubens an den Führer taten wir unsere Pflicht, die für uns Dienst am deutschen Volke war. Ständige Zusammenstöße mit der Kommune, Propagandaumzüge, Saalschutz, Haussuchungen, Vernehmungen auf der I A, Verhaftungen, Wehrsport, Tenodienst, Alarm, materielle Opfer bis zum letzten Pfennig für die Idee und Kameraden, dauernde Gefährdung der eigenen Existenz. Das waren für den einzelnen die Begleiterscheinungen unseres Kampfes. Aber was scherte es uns. Mochte das Spießertum über uns spotten und uns mit mitleidigem Lächeln für verrückt erklären. Mochte die Polizei der Novemberlinge uns noch so sehr aufs Korn nehmen, und mochten endlich die Kommune und ihr Anhang noch so toben und fluchen. Wir wußten, was wir taten, und schon damals war unsere Parole: „Alles für Deutschland, nichts für uns selbst!"

Auch an jenem Abend, wie fast immer in den letzten Monaten, kam selbstverständlich das Gespräch auf jenen Mann in München, der es wie kein anderer verstand, die Gemüter aufzurütteln. Längst waren wir fanatische Anhänger der nationalsozialistischen Bewegung. Brannten darauf, dem Führer dieser Bewegung, Adolf Hitler, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit Auge in Auge gegenübertreten zu dürfen. Doch München war weit und

chronische Ebbe in unseren Kassen. Da hieß es eben abwarten und in unermüdlicher Tatbereitschaft auch bei uns im roten Preußen das Banner des Dritten Reiches zum Siege zu führen. Aber früher, als erwartet, schien auch für uns die Möglichkeit gegeben, nach München zu kommen.

Irgendwo in den Zelten sprach ein bekannter Freikorpsführer. Überbrachte die Grüße des Führers, forderte uns auf, am ersten Reichsparteitag der jungen Bewegung in München teilzunehmen. Brausende Heilrufe hallten als Antwort durch den Saal. Bis in die Morgenstunden hinein blieben wir zusammen. An allen Tischen wurden Erlebnisse ausgetauscht. Dazwischen klangen immer wieder die herrlichen Kampflieder der Bewegung auf. Geschlafen hat wohl in dieser Nacht niemand von uns so recht. Zu stark waren die Gedanken mit dem bevorstehenden Ereignis beschäftigt.

Und dann war es endlich soweit. Am Freitag, den 26. Januar 1923, versammelten wir verbotenen Berliner Nazis uns auf dem Anhalter Bahnhof. Schon vor uns waren Kameraden aus Mecklenburg und Pommern eingetroffen. Auch Herr Isidor Weiß, damals Leiter der politischen Abteilung I A des Berliner Polizeipräsidiums, ließ es sich nicht nehmen, persönlich unserer Abfahrt beizuwohnen. Er kargte auch nicht mit Beweisen seiner Zuneigung und veranlaßte zunächst einmal die Reichsbahn, den uns zugesagten Sonderzug nicht zu stellen. Na, wenn schon. Uns war es schließlich gleich, wie wir nach München kamen. Schenken ließen wir uns aber auch nichts. Als der Zug langsam aus der Halle rollte, sangen wir deshalb dem kleinen Isi das Lied mit dem Vers: „... und wenn sie uns die Stiebelsohl'n mit Kaviar beschmier'n, wir lassen uns, wir lassen uns von Juden nicht regier'n!" Dazu artig „Winke-Winke". Ob er sich gebost hat?

Auch ich lege jetzt meine verbotene Hakenkreuzbinde an. In immer schneller werdender Fahrt brausen wir nach Süden. Auf Leipzig zu, wo unter großem Hallo eine ganze Anzahl Kameraden aus dem Sachsenlande zu uns stoßen. Weiter geht's dann wieder. Ta—ram—ta—ta, ta—ram—ta—ta. Nach — Mün — chen — geht's, sangen die Räder.

Die nächste Station war Gera im damals dunkelroten Thürin-

gen. Langsam fuhr der Zug in die Halle ein. Aber zum Kuckuck, was war denn da los! Der ganze Bahnsteig war ja von „Grünen" besetzt, und an jedem Ende war wirklich und wahrhaftig je ein MG. in Richtung auf unseren Zug in Stellung gebracht worden. Bald stellten wir auch fest, daß die „Grünen" mit entsicherter Knarre bereitstanden. Das war ja eine herrliche Überraschung; denn wem anders als uns sollte dieser waffenstarrende Empfang gelten. Plötzlich war uns klar, was das eigenartige Lächeln des Juden Weiß bei unserer Abfahrt in Berlin zu bedeuten hatte.

„Alles, was nach München will, aussteigen!" brüllten jetzt ein paar Wachtmeister. Aha, die Chose ging los. Aber wie kamen wir dazu, so mir nichts, dir nichts auszusteigen? Wollte die Polizei etwas von uns, konnte sie ja in die Abteile kommen. Wirklich blieb den „Grünen" nichts übrig, als uns alle einzeln auf den Bahnsteig zu befördern. Kaum waren wir aber dort angetreten, setzte sich unser Zügle wieder in Bewegung. Ein alter Baltikumer neben mir läßt einen ellenlangen Fluch vom Stapel. Ohne Rücksicht auf die Herren Schupos machte alles kehrt. Versucht, auf den abfahrenden Zug zu springen. Doch wir waren zu viele. Trotzdem gelang es einer ganzen Anzahl Kameraden, auf diese Weise die Fahrt fortzusetzen. Wir „Zurückgebliebenen", etwa 350 Mann, mußten uns wohl oder übel fügen und der Dinge harren, die auch nicht lange auf sich warten ließen.

„Antreten zur Waffenkontrolle!" hieß es nun. O weh. Ein Königreich für ein paar Degenschlucker. Schade um so manches Seitengewehr und so manche „Puste", die für immer in einem stillen Örtchen verschwinden mußten. Um und dumm wurden wir gekrempelt. Eigentlich waren wir aber gar nicht zum Scherzen aufgelegt. Im Gegenteil. Wir hatten eine handfeste Wut in uns, die sich noch steigerte, weil der Herr Bahnhofswirt es ablehnte, etwas an „Freischärler", wie er sich ausdrückte, zu verkaufen.

Wir mußten nun in Marschkolonne antreten und rückten, lange nach Mitternacht, in die Kaserne der ehemaligen 96er ein. Verteilung auf die einzelnen Stuben. Verlassen der Stuben war strengstens verboten. Mich hielt es nicht lange auf meiner Bude. Immer, wenn der Posten unserer Tür gerade den Rücken kehrte,

bezog ich neues Quartier. Die Verständigung mit den Kameraden durfte nicht abbrechen.

Am anderen Morgen immer noch Ungewißheit über unser weiteres „Schicksal". Dafür kamen jetzt Nachrichten, daß in der Stadt Tausende von Arbeitern zusammenströmen, um, so erzählte man uns, die Kaserne zu stürmen. Nette Aussichten. Na, nur ruhig Blut. Wir waren in diesem Falle zum Äußersten entschlossen. Waffen gab es genug in der Kaserne. Zunächst stellten wir jetzt überall eigene Posten auf. Kümmerten uns den Deubel um die Anordnungen. Doch es kam nicht zum Sturm. Die Unhaltbarkeit und Gefährlichkeit der Situation wurde wohl den damaligen thüringischen Machthabern allmählich klar. Ein Telephongespräch mit Berlin hatte die Anweisung zur Folge, uns sofort nach Berlin zurückzubefördern.

Nachmittags Antreten auf dem Kasernenhof. Der Schupohauptmann gibt uns „väterliche" Verhaltungsmaßregeln für den Marsch durch die Stadt. Kurze Kommandos. „Links — um!" „Ohne Tritt — marsch!" Hinter uns ein Lastwagen mit MG., neben uns Schupo zu Fuß und hoch zu Roß, mit schußfertigen Karabinern, ging es in die Stadt. Richtung Bahnhof. Vorerst ohne Schwierigkeiten, obwohl die Straßen von aufgeregten Genossen wimmelten. Schon glaubten wir, daß das Gerücht von den zusammengeströmten Arbeiterbataillonen stark übertrieben sei. Jetzt biegen wir um die Ecke in eine schräg abfallende Straße ein, die direkt zum Bahnhofseingang führt.

Da hatten wir die Bescherung. Die ganze Straße war schwarz voll von Menschen. Eine tosende Flut unflätigster Schimpfkanonaden empfing uns. Unsere Kolonne ist in demselben Augenblick wie auf Kommando in Gleichschritt übergegangen. Ohne links und rechts zu sehen, mit eisernen Mienen, setzten wir unseren Marsch fort. Noch wagte es niemand, uns anzufassen.

Wie stets, marschierte unser Stoßtrupp auch jetzt an der Spitze. Neben mir geht mein Bruder, wie alle Kameraden des Stoßtrupps in vielen Treffen mit der Kommune erprobt. Immer näher kommen wir dem Bahnhofseingang. Immer wilder wird das Wutgeheul der Kommune. Quer über die ganze Straßenbreite stehen nun die Massen, bereit, uns den Einmarsch zu verwehren.

Keine Muskel zuckt in unseren Gesichtern. Der Stoßtrupp ist fertig zum Angriff. Wir sind entschlossen, mit rücksichtsloser Gewalt einen Sturmangriff auf den Bahnhofseingang zu machen. Näher kommen wir der Menschenmauer vor uns. Jetzt sind wir fast 'ran. Schon greift die Faust eines Arbeiters nach dem Karabiner des neben mir gehenden Schupos.

Die Atmosphäre ist geladen. Es ist ein Moment kritischer Hochspannung. Die Weiber überschlagen sich förmlich vor Wut und Haß. In der nächsten Minute muß die Straße der Schauplatz eines erbitterten Kampfes sein.

Da höre ich hinter uns Hufgeklapper. Im Galopp prescht ein Schupokommando zu Pferde an uns vorbei. Den blanken Säbel in der Faust. 'rein in die Menschenmauer vor dem Bahnhof. Eine Bresche entsteht. Geraer Stadtpolizei reißt die eisernen Tore auf.

Ruhig, ohne Hast, noch immer im Gleichschritt, mit verbissenen Gesichtern, marschieren wir in den Bahnhof ein.

„Auf dem Marsch wird nicht gesungen", hatten wir dem Schupohauptmann versprechen müssen. Jetzt stimmt einer ein Kampflied an. Sofort fallen die 350 Kameraden mit ein. Brausend klingt es durch die Bahnhofshalle:

„Hoch Hitler! Wir folgen dir überall hin,
und solltest du gegen die Hölle ziehn!"

Die Kommune in den Straßen rast. Ein bereitstehender Zug führte uns dann zurück nach Berlin, wo Herr Isidor Weiß bereits auf uns wartete.

So endete für uns Berliner Nationalsozialisten die Fahrt zum 1. Reichsparteitag der NSDAP. in München. Ein Erlebnis, unvergeßlich für alle Zeiten.

Das Schicksalsjahr 1923

Das Frühjahr 1923 war durchbebt von politischer Leidenschaft. Eine Versammlung schlug die andere. Im Januar feierten wir unseren ersten Nationalsozialistischen Parteitag auf dem Marsfeld. Blutrot leuchteten die Fahnen über den Schnee. Buntgekleidet war unsere Mannschaft, teils unter dem Stahlhelm, teils mit Skimützen, einige mit Windjacken, Sporthosen und dicken Stöcken:

zum Zuschlagen, wenn es not tat. Und es schien, daß sich ein Coburg wiederholen sollte. Als der Führer sich dort in der Stadt der nordöstlichen Ecke Bayerns mit mutiger Gewalt durchgesetzt hatte, hatte ich mich für die Partei entschieden. Im Oktober 1922, zu Semesterbeginn, trat ich zugleich in die SA. ein. Rudolf Heß führte unsere 11. (Studenten-) Kompanie, später das Bataillon. Wir ahnten also, daß uns wieder Auseinandersetzungen mit der roten Meute oder der Polizei der bayerischen Zentrumsregierung blühten. Es gab auch Stockungen beim Marsch und Reibungen, aber nicht mehr als bei den unaufhörlichen Versammlungen in München oder in den bayerischen Städten, wo wir den Saalschutz stellten, wenn der Führer sprach, oder als am roten 1. Mai draußen in Oberwiesenfeld, wo wir bereitstanden für die gewaltsame Durchsetzung unserer Kundgebungen, unseres anderen politischen Willens, oder beim Turnfest.

Im Herbst 1923 spitzte sich der wirtschaftliche und politische Bankerott der Reichs- und Länderregierung immer heftiger zu. Die Inflation war nahe vor dem Höhepunkt, die überstaatlichen Mächte triumphierten, der Abwehrkampf an Rhein und Ruhr mußte genau so zusammenbrechen, wie es der Führer vorausgesagt hatte, Schlageter war verraten, Sachsen schien völlig bolschewistisch zu werden. Der „Völkische Beobachter" wurde verboten. Hunderttausend Gerüchte schwirrten umher, es roch nach einer separatistischen, bayerischen oder Donaumonarchie unter Rupprecht, auf die jene Regierung hinstrebte. Die bayerische Reichswehrdivision verweigerte am 20. Oktober dem Reichswehrchef den Gehorsam. So waren wir mit Spannung geladen, als unsere SA. an einem Sonntagvormittag zu einer Kundgebung zwischen Armeemuseum und Hofgarten marschierte. Die völkischen Verbände, die sich beim Deutschen Tag in Nürnberg zum Kampfbund zusammengeschlossen, stellten sich auf. Verdächtig viele Schutzleute sind um die Kampfbünde herum aufgebaut. Der Kronprinz Rupprecht ist erschienen. Und wir fieberten glühend, als nach der Feier immer und immer noch kein Befehl zum Abmarsch kommt. Es spricht sich herum, daß noch darum gekämpft werde, ob Kronprinz Rupprecht die Parade abnehmen solle. In Wirklichkeit hatte es sich um viel mehr gehandelt. Alfred Rosenberg lüftete vor zwei Jahren bei der Zehnjahres-

feier das Geheimnis: daß der Plan erwogen war, von seiten der Partei schon heute den monarchistisch-separatistischen Plänen zuvorzukommen. Irgend etwas davon ahnten wir. Doch endlich marschierten wir dort vorbei zum eigentlichen Parademarsch in der Maximilianstraße vor dem Führer, dessen Blick hart, entschlossen, aber mit einem unergründlichen Ausdruck uns anstrahlte.

Am 8. November wird unser SA.-Regiment in den historischen Bürgerbräukeller befohlen. Einige Formationen sind besonderen Verwendungen zugeteilt. Aber bald, nachdem Adolf Hitler die nationale Regierung proklamiert und der Handschlag — wie bald hatten die Herren das Versprechen gebrochen — gegeben war, marschierten Einheiten mit klingendem Spiel durch die Stadt. Die Fahnen wehen, und trotz der schwachen Beleuchtung glimmen die metallenen Ziffern — Bezeichnungen der Kompanienummern — an den roten Armbinden mit dem Hakenkreuz. Unsere Kompanie biegt aus der Ludwigstraße in die Schönfeldstraße ein, und nach einigem Warten holen wir am Lehel, gegenüber der Annakirche, aus einem finsteren, tiefen Gang unsere Waffen. Lastwagen rattern heran, zum Erstaunen der verschlafenen Spießer. Arbeit, Lärm, Rufe hin und her, bis wir endlich zum Bürgerbräukeller gelangen. Die Versammlung ist längst aus, aber man geht und kommt, Autos fahren vor und ab, einmal heißt es, „das war Ludendorff", die Führer sind zu sehen, Lastwagen treffen ein aus Landshut und anderen Städten. Plakate sind oder werden angeschlagen. Alles diskutiert, atmet auf, heckt Pläne aus. Wir sind im Saal untergebracht, in Bereitschaft, und warten. Kleinere Einheiten sind abkommandiert, z. B. zur Notenpresse, wir marschieren zum Polizeipräsidium in die Ettstraße und singen durch die Stadt hindurch, voran immer wieder „Kamerad, reich mir die Hände", es war wohl unser erstes SA.-Lied. Aber dort richten wir nichts aus, das Tor wird nicht geöffnet. Verflucht nochmal! Falscher Befehl? Oder? Wir rücken wieder ab. Hakenkreuzflaggen wehen von den Häusern — sollte das nur eine kurze Freude sein? Die Bevölkerung jubelt und singt mit. Aber in uns nisten sich auf dem ergebnislosen Marsch die ersten Fragen ein. Wieder im Bürgerbräukeller, warten wir, essen, trinken, und ich treffe Kampfkameraden vom einstigen Schutz- und Trutzbund aus Würzburg, wo wir

organisiert und in Versammlungen gesprochen hatten. Und wieder und wieder: warten, die ganze Nacht hindurch warten.

Der Morgen des 9. November bricht langsam und trübe an. Verschlafen und fiebernd stehen und hocken wir herum, putzen Gewehre, gehen auf ein paar Minuten an die frische Luft und wieder zurück in den heißen, verräucherten Saal oder in den gegenüberliegenden Keller. Dann betritt einer das Podium und spricht. Es ist Julius Streicher, der Frankenführer. Wir übersehen die Lage noch nicht, aber davon bekommen wir den ersten Begriff: Verrat. Wieder einmal ziehen wir ab, jetzt zu dem Brückenkopf an der Isarbrücke. Wir quartieren uns in einer Schule ein, sie gehört, wenn ich noch recht weiß, den Vinzentinerinnen. Polizei streicht verdächtig herum, es heißt, Truppen und Panzerwagen seien im Zentrum der Stadt zu sehen. Wachtposten stellen sich auf. Wir sind eingeteilt. Und wieder warten wir, warten. Die Gerüchte werden dicker und dumpfer. Endlich wissen wir ungefähr, was geschlagen hat. Adolf Hitler, Rosenberg, Göring, Ludendorff und die anderen Führer waren vom Bürgerbräukeller durchs Tal zum Marienplatz und in die Residenzstraße marschiert. An der Feldherrnhalle stand Militär. Streicher eilt vor und ruft die Namen der Führer an die Spitze. Welcher Soldat könnte auch auf Adolf Hitler, auf Ludendorff, den Feldherrn des Weltkrieges, schießen?

Welch verzweifelter Marsch eines teilweise unbewaffneten Zuges in die Gewehre der Macht! Aber es war ein Aufruf für das Volk und der mutige klare Weg in die Entscheidung aus der lastenden Unsicherheit! „In schwieriger Lage greife an." Aber nicht mit der Waffe. Denn der Führer durfte nicht die Waffen entscheiden lassen, weil er niemals gegen das Heer kämpfen wollte. So aber erzwang er unter Einsatz des Lebens die Entscheidung auf der anderen Seite. Er rettete kühn die Idee des Soldatentums und zwang die Gegner, sich zum Verrat zu bekennen. Ihre Führer waren freilich nicht da. Aber die Landespolizei hatte geschossen. Sechzehn Kameraden und die vielen Verwundeten sind die Blutzeugen. So wissen wir's heute, im Dritten, soldatischen, Reich. Etwas davon erfuhren wir damals. Einer von uns heult auf und schlägt um sich vor Verzweiflung — er hat sich später erschossen —; andere fluchen, lärmen, ich liege steif am Fußboden der muffigen Schule und erinnere

mich meiner Gefangenschaft im Felde. Dann spricht Fritz, der Häuptling, und stellt uns vor die freie Entscheidung: abzuhauen, oder beisammen zu verharren. Einige drücken sich. Wir bleiben und warten. Am Abend versuchen wir, was noch möglich ist. Wir stopfen die Munition in unsere Taschen, die prallvoll werden, jeder nimmt ein paar Gewehre auf die Schultern; ziehen ab, stumm, dumpf und voller Fragen in die Zukunft. Wir stapfen südöstlich auf den Wald zu, die Dämmerung bricht ein, wir glauben Schüsse zu hören, uns begegnen Leute, die angeblich Einzelheiten wissen von diesem und jenem und vom Zug zur Feldherrnhalle. Ludendorff soll tot sein, auch vom Führer behauptet man es. Wir sind mißtrauisch gegen Meldungen und diese Menschen. Was tun sie da heraußen? Endlich stehen wir vor dem Haus des völkischen Verlegers J. F. Lehmann, der Günthers Rassenkunde verlegt hatte. Wir warten, der Häuptling geht hinein und kommt wieder. Rudolf Heß ist drinnen mit bayerischen Ministern, die er verhaftet hatte. Er schmiedet Pläne und braucht Geld. Wir werfen zusammen, alles, was wir haben; es wird ihm gebracht. Glück auf! Rudolf Heß. — Wir streichen ab, tiefer in den Wald. Es heißt, wir würden von Truppen oder Polizei verfolgt. In der Tat rattern schwere Wagen auf der Straße, wir wissen nicht, wem sie gehören, werden aber nervös und stolpern durch die Stämme, fallen, stehen wieder auf, oder werfen uns zur Deckung auf den feuchten, matschigen Boden, wenn ein Scheinwerfer aufblitzt, und geben acht, daß wir nichts verlieren, weder Gewehre noch Patronen. Wir frieren traurig, erkältet und aufgewühlt, erhitzt zugleich auf diesem verzweifelten Marsch einer versprengten Mannschaft. Endlich halten wir, wo uns der Forst am günstigsten erscheint, graben mühsam Löcher in den Boden mit den Händen und Kolben und legen hinein, was der Feind im Lande nicht mehr sehen darf: Gewehr, Munition, Stahlhelm, auch Koppeln und Brotbeutel. Wir machen uns künstlich wieder zu Zivilisten, soweit das geht, die Armbinde aber stecken wir ein. Dann trotten wir zurück. Zerstreuen uns und wissen doch, daß wir uns wieder treffen werden. In einzelnen Gruppen suchen wir die Stadt. An der Ausfallstraße warten Marxisten, die uns abfangen wollen. Sie stellen sich gegen uns auf. Durch ihre Reihen oder neben ihnen brechen wir durch. Eine Straßenbahn klingelt zur

Abfahrt. Schnell aufgestiegen und fort mit ihr. Aber ich habe kein Fahrgeld. Soll ich nach Hause in meine Bude? Sollen sie mich dort fassen! Spät nachts komme ich an, tauche den Kopf ins kalte Wasser, zerschlage den Krug und kann nicht schlafen.

Der Winter bis zum großen Prozeß verlief aufgeregt und gehetzt. Die Partei, die SA. war verboten. Unsere Mitgliederlisten der Parteigenossen waren beschlagnahmt. Also drohte Verfolgung und wir mußten sorgen, wieder zu Geld und Brot zu kommen. Eine Bäckerfamilie, alte Gesinnungsgenossen, half aus. Wir kamen als Werkstudenten wieder langsam zu Verdienst. Unsere Kameradschaft zerriß nicht, so nervös wir auch waren. Wir versammelten uns wieder unter hundert Decknamen. Wir wollten die toten Kameraden zu Grabe geleiten, aber die Beerdigung verzögerte sich, wir trafen uns an Friedhöfen und mußten erfahren, daß Ort oder Stunde falsch genannt waren. Die Polizei, die Regierung, deren Gebäude in der Maximilianstraße durch Unmengen von Stacheldraht geschützt war, fürchtete Kundgebungen. Vor der Feldherrnhalle mußte berittene Polizei mit Lanzen und Gummiknüppeln wochenlang das empörte und nationale Lieder singende Volk auseinandertreiben. Die Universität wurde einige Zeit geschlossen. Sobald sie geöffnet war, gab es Schlägereien. Wir besuchten die Hochschulen — aber studieren konnten wir nicht. Wir lasen in den Zeitungen, in denen Schwarz und Rot brüderlich vereint uns besudelten und bespien. Rudolf Heß, der Offizier war, wurde steckbrieflich gesucht und wohl besonders lange beschimpft. Wir liefen in den Gängen der Universität und politisierten mit Gegnern und Freunden. Der Streit wütete im Volke weiter und zerschnitt Freundschaften und Familien.

Im Gang des ersten Stockes der Universität hatte ich eine seltsame Begegnung. Rudolf Heß kam da gegangen, auf mich zu; vielleicht erkannte er mich von der SA. oder von unseren Gesprächen hier im Hause her, denn wir hatten beide Erfolge bei den Preisausschreiben eines Auslandsdeutschen aus San Feliu de Gnichols (Spanien) und unsere Hörsäle lagen im selben Stock. Jedenfalls redete ich ihn an. Er freute sich, einen Kameraden zu treffen. Aber er war gedrückt. Die dauernde Verfolgung wurde ihm lästig. Er ging dann zur Polizei, ich durfte ihn aber dorthin nicht begleiten.

Rudolf Heß handelte aus derselben Einzelverantwortung heraus wie der Führer, der im großen Prozeß vor dem Gericht in der Blutenburgstraße allein die Verantwortung auf sich nahm. Wir wurden durch die mannhaften Worte wieder emporgehoben.

Der Angeklagte, dessen Bewegung verboten war, wurde Richter und Prophet: „Die Armee, die wir herangebildet haben, wächst von Stunde zu Stunde. Gerade in diesen Tagen habe ich die stolze Hoffnung, daß einmal die Stunde kommt, daß diese wilden Scharen zu Divisionen werden, daß die alten Fahnen wieder voranflattern. Denn nicht Sie sprechen das Urteil, das Urteil spricht das ewige Gericht der Geschichte."

1925 wurde Werner Dölle ermordet

Es war am 9. August 1925. Ein heißer Sommertag war es. Das schwarzrotgelbe Berlin war angetreten, um die von dem Juden Preuß gemachte Verfassung zu feiern. Rote Fahnen flatterten über die zur Feier marschierenden Kolonnen, zeugend davon, daß diese Feier in Wirklichkeit eine Siegesfeier des Bolschewismus war.

Treptow war das Ziel der vielen Verführten, die ihre Gummiknüppelverfassung nicht einmal dem Wortlaut nach kannten — die eben mittrotteten, weil es einesteils Mode war, einesteils bequem, sich weiter nicht um Politik zu kümmern, eben alles nur mitmachen wie es kommt — und im übrigen sich gern vom Juden was vormachen ließen — weil die Juden ja „auch Menschen sind".

In Treptow, da marschierten sie auf!

Doch im entgegengesetzten Berlin, da lümmelten sich in den Bars und Cafés die Nutznießer dieser Judenverfassung. Am Kurfürstendamm, auf dem Tauentzien, da schlichen sie plattbeinig dahin, nach blondem Freiwild auslugend — um es zu schänden.

Der ewige Spießer aber ging seinen Weg, nicht der plattbeinigen Horde achtend, nicht sehend ihre Anmaßung, ihr geiles Tun — und ihren an diesem Tage noch größer zur Schau getragenen Triumph.



Wir graben Löcher in den Boden und legen hinein, was der Feind im Land nicht mehr sehen darf.

Ja, gesiegt hatten sie! — Herren waren sie in Deutschland — das Volk fronte für sie — und dieses Volkes Verfassung hatte ein Jude gemacht.

Ja, sie waren die Herren!

Deutschland war nun ihr Deutschland! „Sie waren die Herren, die andern die Knechte — sie der Kern, das deutsche Volk die Schale", wie es in ihrem Talmud, der Verfassung des Judenvolkes, geschrieben steht.

Triumph Alljuda — Triumph!

So stand es geschrieben in den Augen dieser „asiatischen Horde auf märkischem Sand", und der Spießer feierte die Verfassung und freute sich ihrer —

Durch Deutschland aber schlich das Elend — die Not! —

Juda aber feierte.

Aus den Tauentzienbars quoll Niggermusik, Gekreisch — Lachen und Gläserklingen — hier verpraßten sie die ergaunerten Hungergroschen des Volkes — da plötzlich tönt Gesang auf. Herb, männlich. Marschtritte hallen, lauter wird das Lied. —

Verdattert, wie aus einem Schlaf erwachend, schaut der Spießer auf. Höhnisch lächeln Judenfratzen —

„Hitler treu ergeben, treu bis in den Tod!..." schallen die Worte des Liedes.

Hart ist die Melodie. Hart und ernst aber auch die Gesichter dieser Männer und Jünglinge, die sie singen. Straff ist ihre Haltung.

Weiter tönt das Lied, hallt der Marschtritt über die Straße, das widerliche Feiergetue und Gelärm übertönend.

Da gellen Hohnrufe auf. Pfiffe — Schreie. Von überallher kommend. Drohungen werden ausgestoßen. — Blaß sind die Spießer geworden. Die marschierenden Männer aber, in ihren grauen Windjacken, die grauen Mützen auf dem Kopf, lassen sich nicht beirren. Trutziger noch klingt ihr Lied und so marschieren sie weiter, dem Kurfürstendamm zu.

Ein bitterer Tropfen war es dem Juden in der süßen Feierstimmung. Nur dieses nicht: denkt er. Das wäre ja das Ende — aber schnell hat ihr Größenwahn wieder Beruhigung gefunden. Sie haben ja die Mädchen dieser Blondlinge — da wollen sie lustig sein, und trotz dieser paar Kerle, die ja doch nur singen,

im übrigen aber sehr lächerlich sind, ihre Verfassung auf ihre Art feiern.

Die kleine graue Kolonne ist weitermarschiert, den Kurfürstendamm entlang — und es war, als wenn die Juden eine lautere und nun aber gezwungene Lustigkeit zur Schau trugen, wo sie vorbeimarschiert — ob es die Angst war, das schlechte Gewissen?

In eine kleine Querstraße biegen sie ein.

Eine Stimme tönt: „Das Ganze halt! — Kameraden, wir haben gezeigt, daß es noch Deutsche in Berlin gibt. Wenige sind es noch. — Aber einst, das ist unser Glaube, werden für jeden von uns tausend marschieren! — Weggetreten!"

So löst sich der graue Zug auf. Kurz und herzlich nehmen die Männer Abschied voneinander und gehen in kleinen Trupps in verschiedenen Richtungen ab.

Da, vor dem jüdischen Kino „Alhambra" ist plötzlich ein Auflauf. Einige solche Graujacken sind von Novemberdeutschen angepöbelt worden. Jetzt kann man es ja wagen. Es sind ja nur noch wenige

Auf einmal hallt ein Knall. — Was war das — ein Schuß? —

Etwas entfernt von dem Menschenauflauf versucht ein Mann eilends einen Revolver zu verbergen. Aber er ist schon gesehen worden — das also war der feige Schütze.

Er soll zur Rede gestellt werden.

Langsam, als wenn nichts geschehen, geht der Schütze weiter. Da hört er Schritte hinter sich — blickt sich jäh um, sieht die Männer, die Rechenschaft von ihm fordern wollen, warum er geschossen hat.

Schnell reißt er wieder die Pistole hoch, springt auf ein Auto und zwingt den Wagenführer zur Flucht.

Doch der läßt sich nicht beirren und steuert den Wagen an die Bordschwelle. Das Publikum ist entrüstet — Männer heben ihre Stöcke, um den frechen Wicht zu strafen — —

Da fährt der Wagen im schnellen Tempo an — saust davon — hohnlächelnd steht der Schütze auf dem Trittbrett. Jetzt hebt er wieder die Waffe hoch, die er noch immer in der Hand hält — ein Schuß blitzt auf — — — er hat in die Menge geschossen, ohne bedrängt zu sein.

Langsam sinkt einer der jungen Graujacken zusammen — rot

färbt sich das Pflaster des Kurfürstendammes — gut hat der Mörder getroffen!

Alle wissen es, ein Jude war dieser Mann.

Werner Dölle, der junge Nationalsozialist, sein Opfer. —

Im Kampf um Berlin war das erste Blut geflossen. Und ein Jude war es, der diesen Meuchelmord begangen — der für alle Zukunft den Weg gewiesen, wie die Männer, die für ein neues Deutschland kämpfen, bekämpft werden müssen. Der Meuchelmord war die Waffe des Unstaates!

Und gut nutzten seine Kreaturen sie.

Von Werner Dölle über Horst Wessel bis Hans Maikowsky ist der blutige Heldenweg der Berliner SA. gezeichnet. Jeder Mann ein Held — jeder Name ein Markstein auf dem Siegeszug der Freiheitsbewegung Adolf Hitlers.

Und nun, nach zehn Jahren — eine kurze Zeit nur, und ach, wie lang war sie — ist Wahrheit geworden, wofür auch er, der erste Märtyrer der Berliner Bewegung, sein Leben gelassen.

So senken sich auch über seinem Grabe die Fahnen in treuem Gedenken.

Auch er hat gesiegt!

Der Führer in Heilbronn ...

21 Jahre bin ich alt, als ich mich entschließe, der NSDAP. und der SA. beizutreten. Das ist im Jahre 1925 in Eßlingen a. N. Klein ist unsere Schar. Acht bis zehn Mann stark treten wir sonntags früh zum Ausmarsch an. Jeder einen Brotbeutel voll Flugblätter bei sich, so ziehen wir aus, um neue Volksgenossen für die Idee Adolf Hitlers zu gewinnen. Eines Tages teilt uns der Sturmführer beim Appell mit, daß unser Führer am kommenden Samstag in Heilbronn a. N., der württembergischen Hochburg des Judentums, zum erstenmal spricht. Sturm 20 Eßlingen fährt hin. Großer Jubel darüber in unserem Sturm, der inzwischen auf etwa 45 Mann angewachsen ist. Am Samstag heim von der Arbeit und ins Braunhemd geschlüpft. Um 1 Uhr steht der Sturm zum Abmarsch bereit. Ein kurzer Befehl. Mit einem Kampflied auf den Lippen geht's zum Bahnhof, zur Fahrt nach Stuttgart. Dort warten schon die

Stuttgarter SA.-Kameraden. Gemeinsam steigen wir auf einen großen Lastwagen und los geht's. Eng wie Heringe stehen wir auf dem Wagen. Stolz bläht sich unsere Sturmfahne im Winde. Der Wagen führt uns an Weinbergen vorbei, durch malerische Städtchen, immer näher unserem Ziele zu. Kurz vor Heilbronn kommt uns ein Motorradfahrer entgegen, hält und gibt Haltezeichen. Auf die Frage des Sturmführers, was los sei, teilt er uns mit, daß in Heilbronn Reichsbanner und Rotfront in großen Massen zusammengezogen ist. Zahlreiche Überfälle auf SA.-Männer sind heute schon verübt worden und mehrere Kameraden liegen schon im Krankenhaus. Zum Schluß gibt er uns den wohlgemeinten Rat, wieder umzukehren, denn er glaubt, daß wir nicht lebendig bis zum Versammlungslokal gelangen werden. — Der Sturmführer läßt antreten, schweigend betrachtet er uns eine Weile, einen nach dem andern musternd. Hat einer Angst von euch? Keiner ist dabei, der mit ja antwortet. Was nun, ohne Waffen stehen wir da.

Zum Glück ist in der Nähe ein Eichenwäldchen, wo wir uns kleine Prügel abschneiden können. Sturmriemen 'runter, aufgesessen, lautet nun das Kommando, und mit Vollgas fahren wir dem Ziele zu. Kaum sind wir in der Stadt angelangt, als der Tanz auch schon beginnt. Mitten durch eine Masse grölender Menschen fahren wir. „Arbeitermörder!", „Bluthunde!", „Hitlerbanditen!", „Kapitalistenknechte!" und „Hitler verrecke!" tönt es uns entgegen. Dazwischen kommen Steine geflogen, die wegen der schnellen Fahrt des Wagens meist ihr Ziel verfehlen. Endlich sind wir an der „Harmonie", dem größten Saal Heilbronns, angelangt. Hier dasselbe Bild, der ganze Platz schwarz voll Menschen, die, von ihren Führern aufgehetzt, sich auf die verhaßten Nazis stürzen. Eine Abteilung Schupo marschiert gerade an. Auch sie wird angegriffen, wobei Gummiknüppel, Schlagringe, Spazierstöcke und Ziegelsteine die Hauptwaffen sind. Wie sind wir dem unbekannten Motorradfahrer dankbar, denn nun tun uns die kleinen Eichenprügel gute Dienste. Gemeinsam mit den Schupoleuten gelingt es uns, den Mob in die Seitenstraßen zurückzudrängen. Als jedoch einige Schüsse fallen, müssen wir uns im Laufschritt in den Saal zurückziehen. Sturm auf Sturm rückt allmählich ein. Überall sind Verwundete dabei. Keiner kann mehr den Bau verlassen. Schupo, die inzwischen Ver-

stärkung erhalten hat, riegelt den Platz ab. Wir sitzen wie Gefangene in der Falle. Die Versammlungsbesucher, darunter viele von weit hergeeilte Parteigenossen, die noch nie den Führer gesehen haben, strömen herbei. Fast niemand gelangt unbelästigt ins Lokal. Auf der Neckarbrücke haben Rote einen Parteigenossen in Zivil für Hitler gehalten und wollen ihn in den Fluß werfen. Verzweifelt klammert er sich an das Brückengeländer. Ein Auto voll SA.-Männer aus der Rheinpfalz kommt heran.

Mit Todesmut holen sie den bedrängten Parteigenossen aus der vertierten Menge heraus und bringen ihn auf ihr Auto. Einige Verwundete haben sie für diese Heldentat erhalten.

Endlich kommt der Führer. Eine Woge der Begeisterung wallt empor. 1800 Herzen schlagen ihm entgegen. Tiefergriffen überschaut er das Bild, das sich ihm bietet. Verletzte liegen und sitzen umher, mit glänzenden Augen blicken sie zu ihm auf. Wir stehen auf dem Podium, mitten unter uns der Führer. Jedem reicht er die Hand, schaut ihm tief in die Augen, und nun steigt Dietrich Eckarts „Sturm, Sturm, Sturm, läuten die Glocken von Turm zu Turm" empor.

Der Führer spricht. Wie Hammerschläge fallen seine Worte. Tiefe Stille im Saal, und ab und zu entringt sich ein Stöhnen der Brust eines verwundeten SA.-Kameraden. Einer liegt auf einer Bahre. Die Freiwillige Sanitätskolonne wollte ihn ins Krankenhaus bringen, doch dort wird niemand mehr aufgenommen, alles ist schon überfüllt. Still, mit bleichen Wangen, liegt er da. Hat das sein müssen? fragen wir uns. Können die Führer der Kommune und des Reichsbanners das verantworten? Warum hetzen sie ihre Meute auf uns? Rache, und nochmals Rache schwören wir diesen Hetzern in dieser Stunde. Einmal kommt der Tag.

Der Führer hat seine flammende Rede beendet, nicht enden will der Jubel, als er, uns nochmals in die Augen blickend, den Saal verläßt. Wie er aus diesem Hexenkessel, einem solchen glich die Stadt, herauskam, das wissen wir heute noch nicht. Kein uniformierter SA.-Mann darf die Umzäunung verlassen. Auf dem Boden liegen die Kameraden und versuchen zu schlafen. Die Luft ist zum Schneiden. Schweißgeruch, Lederzeug-, Karbolgeruch, Zigarettengeruch, eine unbeschreibliche Mischung. Mit noch einigen Kame-



Mitten durch eine Masse grölender Menschen fahren wir

raden patrouilliere ich innerhalb des Zaunes um das Gebäude herum. Horch, ein Schuß ist gefallen! Vielleicht liegt einer unserer Kameraden irgendwo schwerverwundet auf dem Pflaster. Und das nur, weil er ein Nazi ist, weil er an sein Vaterland und an den Wiederaufstieg desselben glaubt. Bis 12 Uhr mittags sind wir so eingeschlossen. Die Schupo ist nun so verstärkt, daß sie unseren Abmarsch decken kann. Voraus die Frankfurter SA. auf einem großen dreiachsigen Wagen. Dann noch ein paar Autos, jetzt SA. zu Fuß, dann wir mit unserem Wagen. An der Spitze, am Schluß und an den Seiten Schupo, so geht es zum Bahnhof durch brüllende, geifernde Menschenmassen hindurch. Glücklich erreichen unsere Kameraden ihren Zug, und auch wir gelangen ohne nennenswerte Zwischenfälle aus der Stadt. Mit gemischten Gefühlen schauen wir nochmals auf die Stadt zurück, während uns der Wagen der Heimat entgegenbringt.

... und in Gera

Über ein halbes Jahr war vergangen, seitdem der Führer im Februar 1925 die Neugründung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei in einer gewaltigen Kundgebung im Bürgerbräukeller in München verkündet hatte. Aus dem Durcheinander der völkischen Organisationen und Verbände des Jahres 1924 entstand stolzer denn je die Partei Adolf Hitlers.

In Mitteldeutschland machten sich noch die Anhänger der Wulle, Graefe und Konsorten breit, die der „süddeutschen Richtung" im Herzen Deutschlands jede Existenzberechtigung absprechen wollten. Uns mitteldeutsche Nationalsozialisten traf das Redeverbot, das die meisten Länder über den Führer verhängt hatten, besonders hart. Die Organisation steckte zum Teil noch in den Kinderschuhen, größere Ortsgruppen bestanden überhaupt nicht, Redner kamen nur spärlich, und unser Führer war weit weg und durfte nicht einmal zu uns kommen.

Wir waren in meiner Heimatstadt Zeitz, einer marxistischen Hochburg ersten Ranges, ein Häuflein von 20 bis 25 SA.-Männern. Einige von uns hatten in Oberschlesien, im Baltikum und im Ruhrgebiet gekämpft, andere drückten noch die Schulbank, standen aber doch schon seit zwei Jahren in den Reihen Adolf Hitlers, die dritten

kamen enttäuscht und verbittert aus dem nationalen Lager zu dem Mann, der ihre letzte Hoffnung war.

Unser Nachbarland Thüringen war eines der wenigen Länder, die Adolf Hitler noch das Reden gestatteten. War es ein Wunder, daß wir uns alle vor Freude nicht fassen konnten, als wir hörten, daß der Führer im benachbarten Gera sprechen würde. In größter Hast wurden alle Vorbereitungen getroffen. Wir mieteten einen Lastwagen, der uns an einem bitterkalten Novembertag nach Gera brachte. Nur mit Mühe hatten die meisten von uns das Fahrgeld aufgetrieben, nur mit Mühe brachte die Gesamtheit der Kameraden die Summe zusammen, die wir dem Fahrer vor der Abfahrt aufzählen mußten. Mit wehenden Fahnen, eingepackt wie Nordpolfahrer, fuhren wir über verwehte Landstraßen. Trotzdem wir, Sitzplätze gab es natürlich nicht, eingekeilt wie die Heringe, dem Schneesturm und der Kälte ausgeliefert waren, blieben wir bei guter Laune und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

Es war uns bekannt, daß die KPD. alle verfügbaren Kräfte aus ganz Ostthüringen zusammengezogen hatte, um dem Spuk, wie es immer so schön hieß, ein Ende zu machen; aber was störte uns das, wir waren immer mit unseren Gegnern fertig geworden, und diesmal, wo es zu unserem Führer ging, war uns alles andere überhaupt gleichgültig. Es war ein festlicher Empfang, den man uns bot. Das Versammlungslokal war umlagert von Tausenden von aufgehetzten Marxisten, die sich geschworen hatten, endlich mit den Nazis und ihrem Häuptling Schluß zu machen. Weit und breit war keine Polizei zu sehen, als sich die aufgeputschte Menge auf unseren Wagen stürzte. „Bluthunde", „Mörder", „Banditen" waren noch die zahmsten Ausdrücke, mit denen man uns bedachte. Steine, Bierflaschen und Knüppel flogen auf den Wagen, Schüsse krachten, die Massen tobten und johlten, die Hölle war los.

Nur die Geistesgegenwart des Fahrers, der mit Höchstgeschwindigkeit den Wagen durch die Menge brachte, rettete uns. Liebevoll nahm uns nun die Polizei in Empfang, die, weit weg von der aufgeputschten Masse, ihres Amtes waltete, d. h. uns nach Hieb-, Stich- und Schußwaffen durchsuchte. Leider war die Kontrolle umsonst. Die Geraer marxistische Polizei war viel zu bequem, um mit uns fertig zu werden. Voller Neugierde betrachteten die Hüter der

Ordnung unsere Stahlhelme, die an diesem Abend manchem von uns unschätzbare Dienste geleistet hatten. Als wir ihnen dann aber unsere durch Steinwürfe verletzten Kameraden vorführten, schwiegen sie betreten und hatten für uns plötzlich keinerlei Interesse mehr.

Oben stand im überfüllten, von Rauch und Dunst geschwängerten Saal Adolf Hitler und sprach zu seinen Kameraden und zu den Bürgern und Arbeitern Geras, die kein Terror und keine Drohung abgeschreckt hatte.

Wie gebannt lauschten wir der Stimme des Führers. Als Fahnenträger durfte ich in seiner allernächsten Nähe stehen, konnte ihm jedes Wort vom Munde ablesen, sah jede seiner Gesten, sah das Feuer in seinen Augen und konnte die Regungen seiner Züge in mich aufnehmen. Zum ersten Male ahnte ich die ganze Größe dieses Mannes, zum ersten Male fühlte ich die ganze Stärke seiner Persönlichkeit.

So wie ich fühlte auch jeder meiner Kameraden. Wir konnten uns vor Glück und Freude nicht fassen; es war Wirklichkeit geworden, wenige Schritte von uns stand der Mann, den wir aus unzähligen Berichten und Erzählungen kannten, dem wir uns mit der ganzen Glut unserer jungen Herzen verschrieben hatten, den wir heute zum ersten Male sahen und der uns doch so vertraut erschien; der das aussprach, was wir fühlten, der das predigte, was uns seit langem bewegte. Er sprach zu uns von dem Leidensweg des deutschen Volkes, sprach davon, wie tief wir geknechtet und wie weit und beschwerlich der Weg zur Freiheit sei. Er zeichnete das Bild des einfachen Kämpfers der Bewegung, der trotz Not und Leid unbeirrt an die Zukunft glaube, sprach von den schweren Kämpfen und Opfern, die noch bevorstünden, sprach aber auch von dem heiligen Eifer, der uns alle beseele, und gab in seinem und im Namen aller seiner Kameraden das Gelöbnis ab, nicht zu ruhen, bis das Unrecht gesühnt und Deutschland wieder frei und stark sei.

Unbeschreiblich waren die Minuten, die nun folgten, unbeschreiblich auch meine Gedanken und meine Gefühle, als wir wieder heimwärts fuhren. Nur noch einmal, wenige Monate später, durfte ich dem Führer so nahe sein, als ich bei einer seiner Versammlungen, von Kommunisten niedergeschlagen, ihm gegenüberstand.

Zehn Jahre sind seitdem vergangen, doch diese Augenblicke sind die wertvollsten meines Lebens geblieben; sie heben alles Schwere und Bittere der späteren Jahre auf. Mit stolzer Genugtuung denke ich oft an diese Tage zurück, da wir kleinen und unbekannten SA.-Männer dem Führer die Treue hielten, zu einer Zeit, wo ihn alle bespien und beschimpften.

Eine rote Hochburg im Westen

Ungeheuerliches hatte das Ruhrvolk während der Ruhrbesetzung in der Zeit vom 11. Januar 1923 bis zum 19. Juli 1925 unter der Gewaltherrschaft der fremden Soldaten gelitten und wir Gelsenkirchener hatten häufig genug das Reitpeitschenregiment der brutalen französischen Alpenjäger am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Bis dann endlich das Ruhrabenteuer Poincarés mit dem Abmarsch der französisch-belgischen Besatzungstruppen zum heißersehnten Ende gekommen war. Land und Volk an der Ruhr waren wieder frei. Die fremdrassigen Eindringlinge waren wieder abgezogen — nicht aber die Menschen deutschen Blutes und deutscher Sprache, die sich im Reichsbanner und Roten Frontkämpferbund zu jüdisch-marxistischen und bolschewistischen Anhängern entwickelt hatten und nach dem Abmarsch der Besatzungstruppen einen unglaublichen und unerträglichen Terror auf die andersgesinnten und nationalen Volksteile ausübten. Die Straßen gehörten mehr denn je und unbestritten den Mitgliedern der beiden Organisationen. Namentlich die roten Hundertschaften des Roten Frontkämpferbundes taten sich in Grausamkeit besonders hervor. Wo sich ein Hakenkreuzler — damalige Bezeichnung für Nationalsozialisten — sehen ließ, da setzte es gleich blutige Hiebe ab. Pistolen, Messer, Totschläger und Stahlruten waren die beliebtesten Waffen der Rotfrontkämpfer und Reichsbananen.

Am 2. August 1925 hatte der Rote Frontkämpferbund einige Hundertschaften in Gelsenkirchen aufmarschieren lassen. Rotfront prunkte im Bewußtsein einer zahlenmäßigen Macht. Daß die verhaßten Hakenkreuzler aber auch noch anwesend waren, das sahen die Roten an den überall angeklebten Aufklärungs- und Propa-

gandazettelchen, die damals infolge Geldmangels noch keine Plakate sein konnten. August de Bruyn und Fritz Neuhaus — letzterer kam schon häufiger am Mikrophon des Reichssenders Köln zur Sprache — zeichneten für diese wutentfachende Propaganda „namenlos" verantwortlich. Die Volksgenossen, die an diesem 2. August 1925 ein Hakenkreuz, einen Totenkopf des Wehrwolfs oder auch nur ein schwarzweißrotes Bändchen im Knopfloch trugen, lernten die Rauflust und Mordgier der Roten und Schwarzrotgelben recht fühlbar kennen. Die Folgen dieses blutigen Terrors blieben nicht aus.

Das Reichsbanner hielt am 8. und 9. August einen Gautag in Gelsenkirchen ab, den man mit einem Köderschild als „Westfalentag" bezeichnet hatte. Wenn die erwarteten Massen an diesem „Westfalentag" nicht teilnahmen, so konnten die Veranstalter das ihrem Straßenterror zuschreiben, den sie gemeinsam mit Rotfront aufgerichtet hatten. Als ministerielle Zugkanone war Karlchen Severing höchstpersönlich erschienen. Unter dem Jubel der schwarzrotgelben Judensöldlinge erklärte er: „Nicht eher kann ich mich mit der Auflösung des Reichsbanners einverstanden erklären, ehe ich nicht an der Bahre der Nationalsozialisten, des Wehrwolfs und Stahlhelms gestanden habe!"

Wir hatten genug gehört und auch sehr deutlich verstanden. Und da wir im Angriff die beste Verteidigung erblickten, wurde der große Gegenschlag noch in der gleichen Nacht beschlossen. Deutlich erkannten wir auf der anderen Seite die staatlich sanktionierten roten und schwarzrotgelben Massen. Zwischen ihnen und uns stand die Mehrheit der Bevölkerung, die während der Besatzungszeit fast jeden Sinn für die Parteipolitik verloren hatte, aber im Begriffe stand, sich nun parteipolitisch zu orientieren. Daß es bei den Hakenkreuzlern nichts zu erhoffen und zu erben gab, das hatte Severing ja deutlich genug gesagt.

Unsere Aufgabe war es nun, dafür zu sorgen, daß diese suchende Mehrheit sich nicht nach links orientieren konnte. Zwischen ihr und den Roten mußten wir eine gemeinsame Front aufrichten und durch ein uneinnehmbar scheinendes Bollwerk imponieren. Noch in der Nacht zum 2. Westfalentag trafen sich im hinteren Sälchen des Verkehrslokals Kitzhöver der NSDAP. die Vertreter der

Partei. In dieser nächtlichen Zusammenkunft wurde nicht lange verhandelt, sondern schnellstens gehandelt. Die Führer waren sich einig, die für den 23. August 1925 festgesetzte Bannerweihe des Wehrwolfs Gelsenkirchen in der Form eines ersten „Deutschen Tages" im Westen des Reiches als machtvolle Kundgebung der deutschgesinnten Bevölkerung in der westdeutschen roten Hochburg Gelsenkirchen steigen zu lassen. Die Rollen wurden sogleich verteilt.

Inzwischen waren die ersten Fehlschläge zu verzeichnen gewesen. Für die Freigabe der Ausstellungsrundhalle hatte die Stadtverwaltung eine solche Kaution verlangt, daß wir schnellstens verzichteten und erklärten, uns mit der Ausstellungslängshalle begnügen zu wollen. Daß wir aber am 23. August die Rundhalle benutzen würden, das war bei uns eine abgemachte Sache. Die Politische Polizei hatten wir auch recht schnell zufriedengestellt; denn ihr hatten wir nur eine Teilnehmerzahl von höchstens 300 Mann angemeldet. Die Kriegervereine hatten nämlich auch ihre Teilnahme zugesagt und so waren wir obenauf. In der Wohnung eines Parteigenossen saßen die Frauen und nähten Tag und Nacht die Fahnentücher zusammen, mit denen wir die Straßen Gelsenkirchens schmücken wollten; denn daß die jüdischen Geschäftsleute an der Hauptverkehrs- und Geschäftsstraße nicht flaggen würden, das wußten wir genau.

Dann brach der Vorabend des „Deutschen Tages" 1925 an. Wir waren alle in einer fieberhaften Spannung und todmüde vom Laufen und Arbeiten. In der Ausstellungslängshalle waren Nationalsozialisten und Wehrwölfe in treuer Kameradschaft, die noch aus der Besatzungszeit bestand, eifrig bei der ungewohnten Dekorationsarbeit. Abends gegen 11 Uhr wurde die Meldung überbracht, daß eine Hundertschaft Rotfrontler angerückt käme. Draußen lungerten die Roten schon den ganzen Abend vor der Ausstellungshalle hin und her, in der sich höchstens 20 Mann befanden. „Polizei anrufen?" hatte einer gefragt. Doch da rief es zurück: „Wir sind selbst Polizei, wenn's an unser durchwachsenes Fleisch geht!" Nun mußte eine alte Kriegslist herhalten. Befehlsgemäß mußten die 20 Kameraden in der Längshalle ein richtiges und anhaltendes Indianergeheul anstimmen und aus

Leibeskräften den größten Krach schlagen. Einen solchen Heidenspektakel konnten nur mindestens 100 Mann veranstalten, und das genügte den roten Helden, still und tatenlos abzuziehen. Die Lacher waren diesmal auf unserer Seite.

Punkt 12 Uhr nachts wurde am Maste vor der Ausstellungshalle die schwarzweißrote Fahne gehißt — die erste schwarzweißrote Fahne nach dem unglückseligen Kriegsausgang in der roten Hochburg Gelsenkirchen. Unsere Hurra- und Heilrufe stürmten in die Nacht hinaus, und begeistert sangen wir die Trutzstrophe des Deutschlandliedes und das damalige Kampflied der Gelsenkirchener NSDAP.: „Hakenkreuz am Stahlhelm — schwarzweißrotes Band ..." Und dann ging es an die Ausschmükkung der Innenstadt. Die von unseren Frauen zusammengenähten Fahnentücher mußten links und rechts der Hochspannung der Straßenbahn an den Haltedrähten befestigt werden. Die Stadtverwaltung hatte uns die leihweise Überlassung einer fahrbaren Feuerwehrleiter abgeschlagen. Nun war's ja stockdunkel und dazu auch noch eine regnerische Nacht. Wir behalfen uns nach Soldatenart und „borgten" uns die fahrbare Leiter des städtischen Gaswerks eine Weile aus. Hinterher wurde diese „Borgerei" wohl amtlich untersucht, doch die Täter waren nicht zu ermitteln gewesen, die wegen schweren Diebstahls eifrig gesucht wurden. Der Zweck war erreicht, und unsere Fahnen flatterten gar bald an den Haltedrähten in der Hauptverkehrsstraße.

Am anderen Morgen wurde die Fahne der NSDAP. feierlichst vom Bahnhof Gelsenkirchen-Bismarck abgeholt. Der Spielmannszug der NSDAP. trat zum ersten Male öffentlich auf, und als die bislang im unbesetzten Gebiet aufbewahrte Fahne entrollt wurde, da grüßte ein Schupohauptmann zu Pferde in echt soldatischer Weise unsere Sturmfahne, die noch am gleichen Tage zur Blutfahne werden sollte. Am Vormittag marschierten Wehrwolf und Nationalsozialisten in kleinen Abordnungen zur Ehrung der Kriegsgefallenen zum Ehrenfriedhof hinaus und legten dort Kränze nieder.

Nachmittags wurde auf dem Alten Markt zum Festzug angetreten. Die Politische Polizei war vom Schlag gerührt, als sie die 7000 Festzugsteilnehmer aufmarschieren sah. Jetzt erst wurde

der „Deutsche Tag" offiziell so benannt. Die Straßen waren reichlich beflaggt, und Tausende und aber Tausende standen auf den Bürgersteigen und jubelten unter Hurra- und Heilrufen den Festzugsteilnehmern zu. Die Jugendgruppe war in Rotthausen überfallen und blutig geschlagen worden. Auch jetzt brüllten an verschiedenen Ecken die Rotfrontler und Bananen wutentbrannt auf. Doch wir marschierten, wir sangen unsere Kampf- und Trutzlieder und waren froh des ersten Schrittes, den wir in die deutsche Zukunft tun konnten.

In der Bahnhofstraße wurde zunächst der Wehrwolf von Rotfront und Reichsbanner überfallen. Auf beiden Seiten gab es Verletzte und Schwerverletzte; denn die Wölfe hatten auch Erfahrungen im Kleinkrieg gegen den Schangel sammeln können und gingen einer Keilerei nicht aus dem Wege. Wenige Minuten später versuchte eine größere Menge von Rotfront und Reichsbanner, die NSDAP., die mitten im Zuge marschierte, von den Seitenstraßen aus zusammenzuschlagen. Sie kamen aber an die unrichtige Adresse; denn die Angreifer erhielten eine Abfuhr aufgebrummt, wie es sich für Raufbolde geziemt. Der Fahnenträger hatte mit unserer Fahne um sich gehauen und manchen der Angreifer von den Beinen auf den Hosenboden gebracht. Unser Tambourmajor hatte seinen unteren Stockknopf aus seiner schönen Rundung gebracht und vieleckig getrieben. Die Abfuhr, die Rotfront und Reichsbanner hier bezogen, war recht blutig gewesen, aber auch sehr wirksam. Die NSDAP. beklagte sieben Schwerverletzte und die doppelte Anzahl von Leichtverletzten.

Wir hatten die erste Schlacht geschlagen. 7000 Menschen waren in unserem Festzuge mitmarschiert, und Zehntausende hatten uns zugejubelt. Gelsenkirchen, des Westens rote Hochburg, das ehemalige Hauptquartier der Roten Armee, war eine Bresche in der roten Front geworden. Der Tag war ein erstes öffentliches Bekenntnis zum nationalsozialistischen Gedanken im Westen des Reiches. Die NSDAP. konnte an diesem Tage die Aufnahmeerklärungen nicht alle entgegennehmen. Wir hatten gesiegt — die erste Schlacht des Nationalsozialismus im Ruhrgebiet war geschlagen, und wir waren die Sieger . . .

Wenn ein Sturmwirt erzählt

Sturm- und Drangjahre waren es, die wir gemeinsam in der Achenbachklause in Spandau erleben durften. Durch die Inflation arm geworden, mein Beruf, die herrliche Lichtbildkunst, durch dasselbe System vernichtet, kaufte ich mit den letzten zusammengekratzten Kröten 1926 ein Wirtshaus. In Spandau als alter völkischer Kämpe bekannt, war es kein Wunder, daß der Frontbann zu mir kam und meine Räume belegte. Vertrauen gegen Vertrauen war damals zwischen Wirt und politischer Organisation besonders notwendig. Für mich war es eine große Freude, Gleichgesinnte in meinem Lokal zu haben. Noch im Jahre 1926 entstand aus dem Frontbann Spandau Sturm 10. Sturm 10 hat bestimmt eine Tradition, denn wo Aufräumungsarbeiten, Schutz und Kampf gegen den roten Terror notwendig waren, ging der Fernsprecher: Alarm! Im Nu waren unsere „Rabauken" bei ihrem Sturmwirt versammelt. Nach einem kurzen Appell des Führers ging es los. In Lichtenberg, Neukölln, Nauen, Lietzow, Henningsdorf, Friedrichshain, Pharussäle (Berlin), Seitz und „Pferdehimmel" (Spandau) wurden viele Hunderte von Versammlungen durch die Fäuste unserer SA. geschützt. Oft mußte aber auch die Sturmlokalwache eingreifen und ihre Fäuste gebrauchen, wenn die Kommune ihre Absichten verwirklichen wollte, und auf ihre Art das Lokal räumen.

Nur ein Fall sei geschildert. Die Sowjethelden umlagerten auf Befehl ihrer Führung eines Samstagmittags das Sturmlokal. Pfeifen und Johlen war das Zeichen zum Sturm. Aber unsere SA.-Wache hatte schon Lunte gerochen. Ein Kommando des damaligen Sturmführers: sechs Stühle zerbrachen, und mit hochgeschwungenen Stuhlbeinen ging es auf die Angreifer los! Der Gegenangriff unserer Kameraden kam den Kommunisten unerwartet. Man hörte etwas klatschen, als die Stuhlbeine mit den Köpfen in Berührung kamen. Auch fielen von der Kommune aus zwei Schüsse, die Gott sei Dank kein Opfer forderten. Husch, husch war das Überfallkommando zur Stelle, betrat das Sturmlokal und wollte — wie es damals üblich war — die Nazis verhaften. Aber man fand nur harmlose Gäste vor. Unter Androhung der Schließung meines Lokals sollte ich über den Vorfall Auskunft

geben, Namen und Wohnung meiner Kameraden nennen. Da wir uns alle nur beim Vornamen kannten, konnte ich nur die „Gestalten" schildern. Endlich gab sich die Polizei zufrieden, und mit den verheißungsvollen Worten: „Alles Weitere wird sich finden", zog sie ab.

So kann weiter in Spandau auch der Brühkeller (Arbeitsamt) von dem Mut und der Selbstaufopferung unseres Sturmes 10 erzählen.

Treffpunkt im Sturmlokal vormittags 10 Uhr für sämtliche Arbeitslose. Unter Führung des Truppführers ging es geschlossen zur „Stempelakademie". In letzter Zeit waren einzelne SA.-Männer beim Gang zum Stempeln niedergeschlagen worden. Überhaupt wurde der Kampf zwischen Kommune und SA. von Tag zu Tag schärfer. Die Polizeiwache, die nicht stark genug ist, wird von den Kommunisten beiseitegeschoben und es kommt zu einer wüsten Schlägerei, die mit vielen Verletzten hüben und drüben ihr Ende fand.

Das war der Auftakt. Die Nazis wurden nunmehr täglich verfolgt, der Haß immer größer, geschürt von der jüdischen Führung der Kommune, bis unser Kamerad Schröder eines Tages durch mehrere Schüsse schwer verletzt ins Krankenhaus eingeliefert wurde.

Haussuchungen waren keine Seltenheit. Wieder einmal erschienen eines Abends zwei „Krimmer" mit Schupo. „Hände hoch", das war der Abendgruß. „Wir haben Befehl, Ihre Räume nach Waffen und Flugschriften zu durchsuchen." Nachdem sämtliche anwesenden Gäste nach Waffen durchsucht waren, ging es ins Vereinszimmer. Besonders ein Sanitätsschrank erregte Aufsehen bei den „Krimmers". Schlüssel war nicht auffindbar, und nachdem bereitwilligst alle Gäste ihren Schlüsselbund zur Verfügung gestellt hatten, mußte trotzdem noch ein herbeigerufener Schlosser seines Amtes walten. Verbandstoffe und ein paar Medikamente waren der Inhalt des Schrankes. Folgende Berufe haben beim Öffnen des Schrankes geholfen, respektive waren zugegen: Ein Obergerichtsvollzieher, ein Schlächtermeister, ein Bäckermeister, ein Geschäftsführer und ein Kaufmann. Nachdem der „Krimmerdienst" zu Ende war, setzten sich die Herrschaften gemeinsam an einen Tisch und huldigten Gambrinus. Auch unsere SA.-Kameraden fanden

sich nach und nach wieder ein. Mit lächelnden Mienen verließen die „Krimmer", in jeder Weise zufriedengestellt, das Sturmlokal.

Da die Not und Verfolgung unserer SA.-Kameraden immer größer wurde, wurde eine SA.-Küche, wenn auch mit bescheidenen Mitteln, in meinem Lokal eingerichtet. Beherzte Kameraden sammelten Lebensmittel und damit konnten wir arbeitslose Kameraden speisen. Es hat sogar einmal Hühnerbraten gegeben.

Ganz besonders war es unser „Fokkerschultze", der alles Notwendige heranschaffte. Wie beim Militär wurden Kartoffelschäler, Abwaschfritzen, Köche abkommandiert, um so unsere Martha und die Ohma in den Küchenarbeiten zu unterstützen. Aber selbst bei der Mittagsspeisung hatten unsere Kameraden nicht immer Ruhe. Kommunisten betraten das Lokal, um den Wirt zu provozieren und Händel anzufangen, nicht ahnend, daß im Speiseraum SA. sich befand, wollten sie ihre Wut an mir auslassen. Sie hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Nachdem die Herrschaften die Fäuste der SA. zu fühlen bekommen hatten, fanden sich die Brüder draußen wieder. Trotzdem die Kommune von der Polente nie was wissen wollte, in diesem Falle holte sie dieselbe. Der ganze Klamauk endete auf der Abteilung IA mit vielen Protokollen und Anzeigen. Auch mit einer „Jakobinerin" machte unsere SA. an einem ersten Weihnachtsfeiertag Bekanntschaft. Wir haben bestimmt Achtung vor dem holden Geschlecht. Aber in diesem Falle, „da werden Weiber zu Hyänen". Ein Naziplakat reizte diese Dame. Selbstverständlich wies ich der Bolschewistin mit ihrem Anhang die Tür. Man sollte annehmen, die „Dame" wäre schleunigst gegangen, denn SA. und auch Stahlhelmer räusperten sich schon — weit gefehlt. Ein Kamerad, der aufgestanden war und sich diese gemeinen Ausdrücke ebenfalls verbat, bekam als Antwort eine Maulschelle. Das war das Zeichen. Die beiden „Ringbrüder" stürzten sich auf unsere Kameraden und die schönste Rollerei war im Gange. Die Moskowiterin machte durch hysterisches Schreien die Musik dazu. Die Kameraden drängten die Gegner hinaus. Die Bolschewistin nahm zwei Gläser vom Ladentisch mit und schlug draußen mit diesen Gegenständen wie eine Verrückte um sich, bis sie die Polizei „liebevoll" in die Arme nahm.

Mecklenburg! Wer denkt noch daran? Unser Ehrenkleid war ver-

boten, aber immer wußten sich die Kameraden zu helfen. Unser Sparverein „Geselligkeit" bestieg einen Lastwagen. Die Kameraden waren herausgeputzt und angezogen, als wenn es zum Karneval ginge. An der mecklenburgischen Grenze fiel die Tarnung und mit einem dreifachen „Heil Hitler" ging es dem Ziele zu.

Und wie war es auf der Rückfahrt vom Parteitag 1927 aus Nürnberg. In Groß-Berlin war die Partei verboten. Wir Spandauer wurden Ortsgruppe Sengefeld (Sengefeld gehört nicht zu Berlin). In Teltow wurde der Zug auf Befehl von Isidor Weiß zum Stehen gebracht. Man sah am frühen Morgen nichts wie Schupo, die sich sofort daran machte, alles nach Waffen zu durchsuchen. Selbstverständlich ohne Erfolg. Ein paar lütte Brotmesser, das war alles. Darauf erklärte die Polizei uns 800 Personen für verhaftet. Wir mußten bereitstehende Autos besteigen, um nach dem Alex abtransportiert zu werden. Unser Transportführer sorgte zunächst dafür, daß wenigstens unsere Frauen und Mädchen entlassen wurden. Geraucht durfte nicht werden.

Isidor Weiß, unser „Freund und Förderer", wurde, als er selbst mit seinem Stab erschien, mit einem großen Hallo empfangen. Der Erfolg war, daß die alten Beamten abgelöst und durch neue mit Karabinern ersetzt wurden. Hunger, Hunger, schrien dann die Nazis. Wohl oder übel mußte Isidor Weiß Feldküchen mit Essen anfahren lassen.

Plötzlich Hungerstreik. Wir wollen nach Hause, freigelassen werden. Wir haben weiter nichts verbrochen, als in Nürnberg unserem Führer von neuem die Treue geschworen. Die Küchen mußten mit dem Essen abfahren. Manch ein Schupo sagte sich bestimmt: „Komische Kerls, diese Nazis", oder: „Charakter haben sie doch." Endlich, nachmittags 4 Uhr, bequemte sich Herr Weiß, die Freilassung bis auf ein paar „Unverbesserliche" auszusprechen. Aber eines soll nochmals festgestellt werden: Wieviel Kameraden sind durch diese Inhaftierung um Lohn und Brot gebracht worden?

Erwähnt sei noch das „Nachtlager von Granada", das sehr oft im Sturmlokal stattfinden mußte. Die Kommune nahm, besonders bei Wahlen, ihre Demonstrationszüge mit Vorliebe durch die Achenbachstraße. Die Polizei klingelte schon vorher an: „Lassen Sie Ihre Jalousien 'runter, Kommune marschiert!" Unsere SA.

lag selbstverständlich alarmbereit. Hoch, nieder usw., mit Schalmeien und Kindern an der Spitze zogen die Marxisten haßerfüllt durch die Straßen. Es war ausgeschlossen, daß zu jener Zeit die SA.-Kameraden einzeln nach Hause gingen. So wurde eben im Sturmlokal, so gut es ging, gepennt.

Der erste Kampf

Es war am Abend des 10. Mai 1927, wo ich zum erstenmal in Reih und Glied der SA. stand. In unserer Stadt mit 110 000 Einwohnern waren es nun mit mir elf Mann und ein Führer — ein Trupp SA. und eine Fahne! Mit meinen 17 1/2 Jahren war ich unter unserer „Elf" sowohl der Kleinste als auch der Jüngste. Aber der damalige Führer unseres Trupps sagte in einer kurzen Ansprache, bei der ich einen roten Kopf bekam, da zehn harte, aber leuchtende Augenpaare auf mir hafteten, er wisse, daß ich so wie alle anderen SA.-Kameraden der Fahne und dem Führer treu bleiben werde bis zum letzten.

Vier Wochen nach dem ersten Appell trug ich zum erstenmal das Braunhemd der SA. Zum erstenmal durfte ich also mit zur Werbefahrt. Vorher aber verteidigte ich zum erstenmal in meinem Leben mein Ehrenkleid; das kam so ...

Mein neun Jahre älterer Bruder, der roter Schutzbündler war, kam früher nach Haus, als ich rechnete, und das Unvermeidliche kam. Bisher hatte er nicht einmal um meine „Hackinger"-Uniform gewußt, und gerade, als er zur Tür hereintrat, war ich fertig adjustiert. Nun hagelten Hohn und Spott über mich; ich kramte meinen Mundvorrat zusammen und schwieg. Das Herz hämmerte bis an die Schläfen, ich fühlte, daß es bald Kampf gab. Und plötzlich war er da! „Hitlerhund" hatte er gesagt.

„Hans, nimm's z'rück" — es war das einzige, was ich mühsam herauswürgte.

Anstatt dessen fiel das Wort ein zweitesmal. Ja, mein Bruder vertraute seinem Alter und seiner Kraft, und dennoch durfte ich das nicht einstecken. Und so, wie ich das erstemal das SA.-Hemd trug, so war's das erstemal, daß ich losschlug auf meinen Bruder. Zwei von ihm mußte ich einstecken, aber dann drosch ich los

und legte einigemal vor, bis er in der Ecke des Zimmers nach hinten sackte.

Einige Minuten verspätet, als eben angetreten wurde, meldete ich mich beim Truppführer, der gleich wußte, daß ich etwas „ab" hatte. Den Kameraden mußte ich erzählen. An diesem Tage verlor ich für mich meinen Bruder, seit diesem Tage aber fühlte ich auch, was Kameradschaft geben kann!

Dann fuhr ein ganz alter Saurerlastkraftwagen mit 25 Hitlerleuten donnernd mit seinen paar Zentimeter dünnen Vollgummireifen über das holperige Pflaster der Stadt. Schmähruf aus respektvoller Entfernung wurden uns nachgeschickt — und sieghaft leuchtend knatterte die Sturmfahne des SA.-Sturmes 5, Linz, im Winde. Ich aber hatte die Feuerprobe bestanden wie in all den Kämpfen und Saalschlachten der folgenden Jahre, und so wollen wir auch in all den kommenden Jahren jeden inneren, auch noch so schweren Kampf bestehen, bis wir abgelöst werden können von den Jungens, die heute noch hinter der schwarzen Fahne mit der silbernen Sigrune in werdendem Gleichschritt marschieren und morgen unsere sturmzerfetzten Fahnen aus unseren Fäusten in die ihren nehmen werden!

Horst Wessel in Pasewalk

Es war im März 1927. Der Gau-SA.-Führer von Pommern hatte die gesamte SA. der Provinz aufgerufen zu einem „imposanten Aufmarsch" in Pasewalk. Freudig folgte die SA. dem Rufe ihres „Gausaf". Zusammen mit Kameraden aus Mecklenburg und Brandenburg war denn auch eine Kämpferschar von 60 SA.-Männern in Pasewalk angetreten. Man kannte damals das „Horst-Wessel-Lied" noch nicht, und wohl keiner von ihnen ahnte, daß ein Mann unter ihnen weilte, der der SA. ein Vorbild und der Jugend des kommenden nationalsozialistischen Reiches ein Ansporn sein sollte — Horst Wessel! Noch ahnten sie nicht, daß jener Truppführer aus Berlin — Horst Wessel war damals noch nicht Sturmführer —, der mit seinen Jungens herübergekommen war, der zwar zu schlagen und zu kämpfen verstand, aber nicht viel Aufhebens von seiner Person



„Hitlerhund" hatte er gesagt

machte, einst der junge Heros des neuen Deutschlands werden sollte. Gerne hatte Horst die in der letzten Woche an ihn ergangene Einladung angenommen, dem Treffen der Brigade Pommern, wie man anstatt der heutigen Gruppe sagte, mit seinen Jungens beizuwohnen. Doppelt so gerne war er mit seinem Trupp, dem späteren Sturm 5, hergefahren, wußte er doch, daß hier im Lazarett von Pasewalk der Führer in den Tagen der Novemberrevolte, schwer verwundet an einer Gasvergiftung darniederliegend, seine politische Mission, seine deutsche Sendung erkannt hatte.

Als sie vor der Stadt angelangt waren, hatten sich schon einige pommersche Kameraden eingefunden, um den Berlinern den rechten Weg zu weisen. Schon aber konnten sie melden, daß es heute dicke Luft geben würde. Die Kommunisten aus der Stadt hatten sich mit den roten Landarbeitern der umliegenden Güter zusammengetan, um das immerhin recht kleine Häuflein der verhaßten Nazis zu sprengen, um ihnen die Lust am Wiederkommen ein für allemal zu nehmen.

Horst Wessel lachte nur. Derartiges war er von Berlin her gewöhnt und nicht zu knapp! Das erhöhte nur die Begeisterung. Und so marschierte er denn mit seinen Jungens aufrecht und lachend durch die johlenden Haufen der Marxisten, um sich mit dem „Hauptkontingent der pommerschen Streitkräfte" im Stadtinnern zu treffen.

Hier gab es erst ein lustiges Intermezzo. Die Pasewalker Ortsgruppe der Partei hatte einen verarmten Grafen als Mitglied, einen Mann, der mit seiner adeligen Verwandtschaft keinen Kontakt mehr hielt und der sich vollständig der sozialistischen Volksgemeinschaftsidee Adolf Hitlers hingegeben hatte. Er war gedrungener Figur, breitschultrig und machte durchaus nicht einen übermäßig „gräflichen" Eindruck. Das einzige, was an ihm auffällig war, war sein hoher Stehkragen, der ihm bis ans Kinn reichte und den er auch zum Braunhemd trug. Er war unbedingt eine drollige Figur. Das Bekannteste aber an ihm war, daß er fortwährend einen unstillbaren Hunger hatte. Auch heute erschien er wieder, die Taschen vollgestopft mit Butterbroten.

Auf den stieß jetzt Horst Wessel mit seinen Leuten. Argwöh-

nisch beäugten die Berliner den Dicken. Die Figur mußte ihnen ja auffallen. Braunhemd und Stehkragen? Und alle Taschen voller Fressalien, daß sie weit abstanden. Wer war dieser Mann? Und als man den Bescheid gab: „Ein Graf", stürzten sich die Jungens auf ihn, betasteten ihn mit ihren schwieligen Händen und fragten wie die Kinder: „Wat denn, wat denn? Bist du een Graf, een richtiger Graf? Kinners, det is'n Nazijraf! Mich, du hast die vielen Stullen doch für uns jemacht, jib man her!" Sie machten nicht viel Federlesens, hatten sie doch selbst einen mächtigen Kohldampf mitgebracht. Der arme Graf, der solch schrecklichen Hunger hatte, mußte teilen, und wieviel bei dieser Teilung für ihn übrigblieb, kann man sich denken.

Die Fäuste des guten Grafen waren aber neben denen der Berliner SA.-Männer nicht zu verachten, denn im Laufe des Tages sollte noch jeder Mann gebraucht werden. War schon der Propagandamarsch, der nun mit den Pommern und den anderen Kameraden zusammen durchgeführt wurde, kein reines Vergnügen, so sollte es am Nachmittag erst recht hart auf hart gehen.

Im Schützenhaus fand eine große öffentliche Versammlung statt. Während drinnen den horchenden Volksgenossen vom nationalen Sozialismus gepredigt wurde, sammelte sich draußen die rote Meute. Tobend und schreiend suchten sie Einlaß in den Versammlungssaal, versuchten den geregelten Verlauf und die Aufklärungsworte des Redners zu stören. Die Verhetzten griffen zum Revolver. Wie wild schossen die Kommunisten in die Gegend, und ein Querschläger bohrte sich in das Rednerpult.

Jetzt war es höchste Zeit zum Gegenangriff. Den Berlinern lief die Galle über. „Kanonen 'raus!" ging es durch ihre Reihen, und weiß der Teufel, wo sie alle die Revolver und Pistolen versteckt gehalten hatten.

Um die SA.-Männer sowie um die im Saal anwesenden Versammlungsbesucher stand es bitter ernst. Barrikaden, wenn man es so nennen will, wurden draußen aufgerichtet, und hin und her tobte der Kleinkrieg. Zwei Berliner wurden schwer verletzt, und der Pasewalker SA.-Mann Herbert Skronn erhielt einen Fußschuß. Horst Wessel wehrte sich verzweifelt. Trotz des Verbotes erwiderte er das Feuer. Die SA. war in schwerster Bedrängnis.

Da, im Augenblick höchster Spannung, traf eine Abteilung Reichswehr unter der Führung eines Leutnants auf dem Kampfplatz ein. Die Roten stoben auseinander, als sie die grauen Männer im Stahlhelm sahen. Die Polizisten, die sich während der Schießerei im Hintergrund gehalten hatten, zogen sich verlegen zurück. Der Offizier war nicht wenig erstaunt, als Horst Wessel die Barrikaden wegräumte, seine Leute blutend und mit zerfetzten Kleidern antreten ließ und ihm dann militärische Meldung erstattete von dem Vorgefallenen. Unter dem Schutz der Soldaten verließ die Berliner SA. dann Pasewalk.

Die natürliche Folge dieses Tages war selbstverständlich das Verbot der Pasewalker SA. Wie konnte es auch anders sein? Die Tatsache, daß die Anwesenheit der SA.-Männer die Marxisten „provozierte" und zu „Unbesonnenheiten hinriß", genügte.

Da man nicht das Herz hatte, dem Marxismus zu Leibe zu gehen, ja selbst mit ihm liebäugelte, entschloß man sich eben, denen den Verbotszettel zu schicken, von denen man wußte, daß sie Soldaten mit Disziplin im Leibe waren.

Daß sich die SA. allerdings an dieses ungerechtfertigte Verbot nicht kehrte und sich nach wie vor heimlich in ihrem Ehrenkleide zum Appell zusammenfand, das wußten die roten und reaktionären Machthaber nicht, und sie hätten es ja auch niemals verhindern können.

Über Gräber vorwärts

... dem Tod so nah'

„... marschier'n im Geist in unsern Reihen mit!" Horst Wessel hat es gesungen, wir wollen es halten. Daß der Geist des Opfers stets lebendig bleibe, darum wollen wir immer wieder jener gedenken, die höchste Opfer gebracht.

Am 28. April des Jahres 1928 ging die kurze und doch für die Nationalsozialisten und SA.-Männer der Ruhrmetropole so inhaltsschwere Meldung durch die Presse, daß der Truppführer Gottfried Thomae, vom SA.-Sturm 33, mit sechs anderen SA.-Kameraden auf dem Heimwege von einer Versammlung von 70 bis 80 Rotfrontbanditen überfallen worden sei, als er einer Gruppe seines Sturmes, die in der Gastwirtschaft Spieß am Limbeckerplatz in Essen belagert wurde, Hilfe bringen wollte. Die Söldlinge Moskaus machten einen Feuerüberfall auf unsere Kameraden und gaben etwa zehn Schüsse aus dem Hinterhalte ab. Parteigenosse Thomae erhielt hierbei einen Halsschuß, an dessen Folgen er nach wenigen Minuten verschied. Seine letzten Worte waren: „Hitler ist unser Retter!"

In Essen war in diesem Augenblick der erste SA.-Kamerad der roten Mordhetze zum Opfer gefallen. Der erste Märtyrer des Nationalsozialismus im Ruhrgebiet, dem in der Folge sich weitere gesellen sollten, hatte sein Leben gegeben. Parteigenosse Thomae, einer der Besten jener kleinen, aber harten Schar in der Stadt der Fabriken und Gruben, war nicht mehr.

Eine Massenversammlung im Vereinshaussaal am 28. April 1928. Parteigenosse Terboven, heute Essens Gauleiter und Oberpräsident des Rheinlandes, sprach. Gegen den roten Terror, der sich gerade damals, im beginnenden Wahlkampf, wieder einmal

besonders bemerkbar machte. Der Abend war ein ungeheurer Erfolg und verlief gänzlich ohne Störung. Die roten Mörder hatten sich ihre Stunde für später aufgespart. Lottes, der Meuchler, lauerte im Hinterhalt!

Nach Schluß der Versammlung blieben wir noch zusammen. Oben im Restaurant. Parteigenosse Thomae mitten unter uns. Heute wollte er einmal ausnahmsweise nicht mit seinem Trupp marschieren. Sein Tag war schwer gewesen, und der nächste, voller Arbeit, wartete schon.

Neben unserem Parteigenossen Hoffmann saß er. Bestellte sich irgend etwas zu essen. Die Portion ist besonders groß. Sagt Parteigenosse Hoffmann:

„Na, mit Ihnen meint man es aber heute hier gut"; darauf Parteigenosse Thomae:

„Wer weiß, vielleicht ist es meine Henkersmahlzeit ..."

Ein Scherz für uns Hartgewordene. Ob er sich wohl etwas dabei gedacht hat, ein Ahnen hatte?

Da rasselt das Telephon. Parteigenosse Terboven wird verlangt. Was ist? Das Übliche. Überfall auf unsere Kameraden von den Stürmen 17 und 33, die durch den roten Segeroth oder zumindest durch die angrenzenden Straßen müssen. Schon ist Thomae hoch. Er will zu seinen Kameraden. Alles drängt nach. Ein Machtwort des Parteigenossen Terboven bannt uns. Bestimmte marschieren ab ...

Weiter schreitet die Zeit. Wieder das Telephon. Wieder wird Parteigenosse Terboven verlangt. Er kommt zurück. Im Gesicht verhaltene Erregung. Er flüstert mit diesem, mit jenem, mit mir. Genaues erfahren wir nicht.

Aber etwas Schwerwiegendes muß vorgefallen sein, wenn Parteigenosse Terboven schon seine Ruhe verliert. Und dann rasen wir mit schweren Schritten durch die nächtlichen Straßen. Laufschritt, Laufschritt ...

Am Limbeckerplatz, bei Spieß, erfahren wir das Furchtbare, hören, daß einer der Treuesten von uns gehen mußte, weil ihn das Mörderblei traf, als er, der ganze Mann, zu den Kameraden stand.

Dann haben wir zusammengesessen und wollten etwas tun. Irgend etwas. Und schafften doch nichts. So wühlte der Gram in

uns und die Erbitterung. Am nächsten Tage, einem grauen Sonntag, eine Führerzusammenkunft. Eine Tagung der Roten. Ein Aufmarsch des Stahlhelms. Wir sahen und hörten nichts von allem. Wir wußten nur, daß der Tod durch unsere Reihen gegangen.

Wir haben Parteigenossen Thomae übergeführt in seine ferne Heimat. Sein Leichenbegängnis war fürstlich. So wie er es verdiente. So wie es dann später alle die andern gehabt, die ihm auf dem Wege nach Walhall folgten, alle die aus den Reihen der Essener SA., die Blutzeugen des Nationalsozialismus wurden.

Parteigenosse Thomae! Soll ich schreiben, wie er war? Soll ich künden, was er geleistet? Soll ich berichten, wie er gekämpft und geschafft? Tag um Tag, Nacht um Nacht! Für Hitler, für Deutschland!

Ach, was soll das? Wir, die wir ihn gekannt, wir wissen von ihm. Ihr, die ihr nach ihm kamt, ihr habt nun gehört, wie er starb. Nun wißt ihr, daß er treu war. Nun sollt ihr nicht mehr fragen. Sollt nur eins: Ihn, sein Leben, sein Sterben euch Vorbild sein lassen. Dann seid ihr so, wie ein SA.-Mann, ein Nationalsozialist auch heute noch sein soll.

Die Schlacht von Eisenberg

Es war am Christi-Himmelfahrts-Tage, dem 17. Mai 1928, als uns Gauleiter Bürckel zum Propagandamarsch nach Neustadt a. d. Hardt rief. Ich fuhr mit der neugegründeten Speyerer SA., ganze zwölf Mann, dorthin. Meine Kameraden trugen zum erstenmal das Braunhemd. Die Aufgabe war, zusammen mit SA.-Kameraden aus verschiedenen vorderpfälzischen Städten die Volksgenossen zur Reichstagswahl (20. Mai 1928) wachzurütteln. In Neustadt selbst, dem Sitz der Gauleitung, ging alles gut. Nach dem Propagandamarsch, gegen 3 Uhr nachmittags, kam plötzlich der Befehl zum Versammlungsschutz nach Eisenberg, einem kleineren Industrieort, der restlos von Marxisten beherrscht war. Wir wurden, im ganzen 42 Mann, auf zwei kleinen, leichten Lieferwagen als Vorhut verladen, und fort ging's, der herrlichen Hardt entlang nach Eisenberg. Die anderen SA.-Kameraden sollten auf schweren Lastwagen nachbefördert werden. Unser kleines Häuflein



Wir bildeten eine Kette vor der Bühne

bestand außer uns 13 Speyerern noch aus Kameraden von Frankenthal, Godramstein und Landau. Gauleiter Bürckel fuhr mit uns vor. Als wir in Eisenberg einfuhren, passierten wir ein großes Gasthaus, in dessen angebautem Saal gerade eine Wahlversammlung der Marxisten stattfand.

Als die Roten unsere geringe Zahl erkannten, hoben sie sofort ihre Versammlung auf und sausten die Straße entlang, uns nach. Kaum in unserem Versammlungslokal angelangt, stürmten auch schon die Marxisten aller Schattierungen in den Saal, der im Handumdrehen mit nahezu 600 „Genossen" besetzt war. Ich übernahm das Gesamtkommando über die 42 Mann. Wir bildeten eine Kette vor der Bühne, auf der unsere Redner Platz genommen hatten. Aber an eine Eröffnung der Versammlung war nicht zu denken. Jedes Wort ging in dem Toben der Meute unter. Wir machten uns auf das Schlimmste gefaßt, und es sollte auch sofort losgehen. Kaum erteilte ich den Befehl „Sturmriemen herunter", kam auch schon der erste Stuhl angeflogen. Und dann prasselte Stuhl auf Stuhl auf uns nieder. Schützen konnten wir uns nur, indem wir mit blanken Händen die bei uns einfallenden Stühle so gut als möglich über unseren Köpfen abhielten und zum Teil auffingen. Erst dann hatten auch wir Waffen, mit denen wir uns wehren konnten. Um keinen SA.-Mann aus der Sperrkette abdrängen zu lassen, zog ich die 42 Mann im Halbkreis zur Front auf die Bühne zurück, in unserer Mitte Gauleiter Bürckel und die anderen politischen Führer. Die Roten bestürmten uns immer wütender, und da und dort fielen die ersten zum Teil sehr schwer verwundeten SA.-Kameraden. Wir waren nun so eng zusammengedrängt, daß wir uns gegenseitig auf die Füße traten und uns der immer heftiger auf uns niederprasselnden Stühle kaum mehr erwehren konnten. Das Blut floß aus mancher Wunde braver Kameraden. Die Rückseite der Bühne bildeten große Fenster, die bis zum Boden reichten, und es bestand höchste Gefahr, daß wir alle zu diesen Fenstern hinausgedrückt und aus dem zweiten Stock, in dem sich der Saal befand, in den gepflasterten Hof hinabgestürzt und „erledigt" würden. In diesem Augenblick fielen rasch hintereinander zwei Schüsse. Der Kalk spritzte von der Decke, und wie mit einem Schlag brach das Toben für Sekundenlänge jäh ab. Blitzschnell zuckte es

mir durch den Kopf, wer sich jetzt zuerst faßt und angreift, hat gewonnen.

Mit verkrampften Fäusten hebe ich ruckartig meinen Stuhl und brülle aus Leibeskräften „SA.-Sturm" und schmettere mit aller Wucht den Stuhl auf den Schädel meines nächsten Gegners. Dieser wirft die Hände vors Gesicht, schreit auf und wendet sich zur Flucht, mechanisch seine nächsten Genossen mit sich reißend. Und nun geht die SA. zum Angriff über.

In Sekundenschnelle wendet sich die Masse der Roten fluchtartig zur Saaltüre. Wir schieben die Saaltische hinterher, springen auf diese und schmettern Stuhl auf Stuhl in den dichtgedrängten Knäuel der fliehenden Marxisten. Welche Szenen und Bilder sich nunmehr unter dem geschlagenen Gegner abspielten, ist schwer zu beschreiben. Sofort nach der Räumung des Saales wird der Eingang verbarrikadiert, Wachen aufgestellt, und nun besehen wir uns das Trümmerfeld. Zwei schwerverletzte und über 20 leichter verwundete Kameraden liegen und sitzen auf dem Boden umher. Die Sturmfahne zerfetzt und der Schaft zersplittert. Sämtliche Fenster und Lampen in Scherben, über 200 Stühle zerschlagen. Die meisten Kameraden waren am Kopfe verletzt. Auch ich trug eine klaffende Wunde am Kopf und am linken Zeigefinger davon.

Inzwischen war die Gendarmerie der ganzen Umgebung alarmiert und säuberte mit vorgehaltenen Karabinern und Pistolen die Straßen. Ein Arzt mit Rot-Kreuz-Sanitätern kam, verband uns und schaffte die zwei Schwerverletzten (Schädeldecke aufgeschlagen) — Frankenthaler SA.-Kameraden — im Sanitätsauto fort, wobei zwei Gendarmen sich mit gezogenen Pistolen auf die Trittbretter des Autos stellten, um die nachdrängenden Marxisten, die sich noch an unseren bewußtlosen Kameraden vergreifen wollten, in Schach zu halten. Dann traten wir zum Abmarsch an. Mit verbundenen Köpfen, aber mit harten Gesichtern, links und rechts von Gendarmen begleitet bis zum nahen Hettenleidelheim, wo wir dann unsere Lieferwagen, die wir gleich nach unserer Ankunft in Eisenberg nach dort sicherheitshalber vorausgesandt hatten, bestiegen und heimwärts rollten. Schweigend und jeder vor sich hingrübelnd saßen wir im Wagen. Noch einmal ließ wohl jeder von uns die Erlebnisse der letzten Stunden an seinem Geiste vor-

überziehen, und trotz der Verluste, die wir erlitten, erfüllte uns der Gedanke mit Stolz, einem übermächtigen Gegner erfolgreich die Stirne geboten zu haben.

Zwischen Stadt und Land

In der Fülle der Kampferinnerungen versinken gern die Leiden und Nöte aller Tage, die kleinen Ereignisse an den Stempelstellen, in den Büros, mit den Flugblättern, auf der Straße ... Bleiben die großen Geschehnisse, die Höhepunkte, die das rückwärts gewandte Auge bestechen und alles Gedenken auf sich allein vereinen.

Der Sieg aber wurde errungen im zähen Kampf einer oft trostlosen Alltäglichkeit, die durch nichts sich auszeichnete als durch den Geist und den Glauben.

Hier soll ein Bild versucht sein aus Berichten von einer stummen, höhepunktlosen, verbissenen und zermürbenden Front, die wenige Gläubige und Mutige hielten, in einem Industriedorf an der roten Ruhr, gegen eine Mehrheit bürgerlicher und marxistischer Widersacher.

Es war im Winter 1928. Weihnachten stand vor der Tür. Ein grauer, schwerer Himmel drückte den Rauch aus den Schloten in die Häuser. Ab und zu sprang ein Windstoß pfeifend auf und trug den Lärm der Stadt herüber. Wir waren fünf Hitlerjungen und einige Adler und Falken, der Steinwüste entronnen und strebten den Ferien zu. Unsere Ferien, in denen es kein Kino gab und keine Zigaretten; dafür aber freie Herzlichkeit und volle runde Tage. — Die Freude auf all die schönen Möglichkeiten machte den Weg kurz und die Affen leicht. Und mittags waren wir am Ziel.

Weißt du, was uns aus der Stadt Wald ist, Erde und befreiender Wind? Das alles lag vor uns wie heiliges Neuland. — Irgendwo im Sauerland lag unser Blockhaus; mitten im Fichtenwald. Unten im lichten Tal floß ein silberner Bach. Und um uns war nichts als die überwältigende Ruhe.

Stille Tage gingen dahin mit Spielen und Arbeit, Liedern und Scherzen. In gemeinsamen Erinnerungen knüpften sich Freundschaften. Ich fand zu einem ruhigen, etwas blassen Kameraden.

Wir hatten uns früher nie gesehen, und doch war schon im Anfang eine Gemeinsamkeit. Ich glaube, daß er Schüler war. Aber weil uns alle nichts schied, weil wir Rücken an Rücken gestanden hatten, vom ersten Tage unseres Glaubens und Kämpfens für das Neue, deshalb sahen wir auch in den Tagen der Ruhe nicht unsere Kleider, unseren Stand, des einen oder anderen bunte Mütze. Wir sahen nur die Augen, die Lichter der mutigen geraden Seelen. Und Fritz Schrön war ein Guter unter uns. Wenn einer zuviel vom Kampf, von blutigen Dingen erzählte und sich hinaustragen ließ von seiner Phantasie über die Grenzen des wirklich Erlebten, dann ging er still fort, sah wohl in ein Buch und — dachte vielleicht daran, daß solche Dinge ernster seien, als zum Spiel bestimmt.

Das Ende der Ferien zerbrach unseren Kreis. Jeder ging zurück an seinen Platz, auf die Schulbank, an die Stempelstelle, in den Kampf.

Schrön und ich gingen fast gleichzeitig in die SA.

Wir hörten lange nichts voneinander. Unsere Stürme standen zu verschiedenem Einsatz in den riesigen seelenlosen Industriestädten. Es kam die Zeit der Braunhemdenverbote. Wahl war vor der Tür. 1930. Kamerad Thomae, unser guter Thomae, stand noch grell vor unseren Augen. Wir hatten ihn stumm begraben; heiß aber trugen wir ihn bei uns. Da sah ich Schrön dann einmal wieder. Wir trugen Blätter aus, von Haus zu Haus, 100, 500, 1000 ... Die Mütze im Gesicht, hetzenden Atems sprangen wir von Tür zu Tür, von Stockwerk zu Stockwerk ... auf der Hut vor Polizei und Kommune. Am Viehoferplatz hatten sie einen Flugblättertrupp niedergeschlagen. Bei der letzten Versammlung in Segeroth gab es sieben Verletzte. Angst hing in der Luft.

Wir drücken uns stumm die Hand. Wir würden uns bald wiedersehen, Schrön und ich. Er sah merkwürdig blaß aus; würgte eine Rührung hinunter — und sprang davon.

Tags später rauschte es leicht im bürgerlichen Blätterwald. Zusammenstoß von Flugblattverteilern. Ein Toter. — In uns zerbrach etwas. Ein rauher Schrei erschreckte die Seelen. Friedel Schrön tot ...

Es ist Nacht, eiskalte Nacht im November. Grell wie der Frost zerreißt die Weckuhr den Schlaf. Ich taumle aus dem Bett,

drei Stunden Ruhe haben die Übermüdung nicht überwunden. — Leise klappt die Tür ... der Schnee knirscht gläsern unter den Tritten und die Bäume wimmern vor Kälte. Der Mond gießt ein kalkiges Licht über die starren Dinge. Alles liegt da wie tot. Ich schlage den Mantelkragen hoch und ziehe die Mütze tiefer ins Gesicht. Hastig und scheu klappen die Schritte, als fürchteten sie sich vor der unheimlichen Stille.

Morgen werden die Bürger ihre Vertreter in die Rathäuser wählen. Wir wollen heute nacht unser Letztes tun, den satten Schlaf von ihnen zu rütteln.

Im „Hitlerkeller" kreischt ein Schlüssel. Alle sind sie da, alle acht Mann der Gruppe Stratmann. Drei spielen Skat, einer rührt Sichelleim, und alle trinken Schnaps, weil es furchtbar kalt ist.

Um 2 Uhr gehen wir los. Flüsternd fliegen Anordnungen von Mund zu Mund. Die Roten haben frisch geklebt. Wir reißen ab und überkleben. Drei Mann arbeiten und fünf wachen. Papier knistert, der Pinsel klatscht, der Leim beginnt zu gefrieren. Leise gehen wir weiter und drücken uns wie Diebe in den Schatten der Häuser: Schnee und Mond sind gefährlich hell. Dann sind wir am Ende des Dorfes. Ein letztes Pamphlet wird heruntergerissen.

Da durchzittert ein greller Pfiff die Stille der Nacht. Der Schreck ist über uns. Doch nur für Sekunden, aus dem Gewerkschaftshaus bricht die Eiserne Front ... 10, 15, 20 Mann. Wir haben keine Minute mehr Zeit. Widerstand ist zwecklos. In Sekunden springen wir in den Hausflur der Wohnung eines Kameraden. Einen Augenblick Pause. Dann geht's durch Hof und Garten, einen Feldweg entlang, auf den Friedhof. Zwischen schwarzen Lebensbäumen kauern wir uns zusammen. Die Pulse hämmern, die Lungen keuchen und der Atem dampft in die glasklare Nacht. — Wir bleiben eine Stunde, zwei Stunden. Der Mond sinkt hinter die Hügel, die Kälte kriecht in die Glieder, wir sprechen kein Wort. Wir denken an morgen, an Deutschland. An uns denken wir nicht. Die Glieder erstarren, der Leim ist längst Eis geworden, und die Hände verlieren das Gefühl. Um 5 Uhr morgens schleichen wir heim; durchfroren, mit fiebrigen Augen. Punkt 9 Uhr beginnt der Dienst.

Vormarsch im Rottal

Es war im Jahre 1929. Das 1923 für Hitler so begeisterte Niederbayern lag noch in schwarzer Nacht da, in die Bayerische Volkspartei und Bayerischer Bauern- und Mittelstandsbund keinen Lichtstrahl einer völkischen Wiedergeburt eindringen ließen.

Der Glanz der Bayerischen Volkspartei war damals schon im Erblassen, der Bauernbund trat ihr Erbe an. Geführt von kommunistisch angehauchten Hetzern, die bei der Räterevolte eine mehr als verdächtige Rolle gespielt hatten, trieb er immer mehr in das Fahrwasser der Marxisten und Kommunisten. Mit jüdischer Rabulistik und bolschewistischem Terror suchten Demagogen übelster Sorte ihr Regiment zu befestigen.

Eines der schwierigsten Gebiete war damals zweifellos das Rottal. Die verarmten Bauern folgten willig und fanatisiert den Fahnen eines Gandorfer, eines Kübler und Konsorten. Nicht leicht war es, den schwerfälligen Bauernschädeln beizukommen. Der Klerus tat ein übriges, die Leute von der neuen Lehre des Nationalsozialismus fernzuhalten.

Da prangten eines Tages im ganzen Rottal rote Plakate mit dem Hakenkreuz: „Bauern herbei!" Da ging ein Geraune unter den Bauern. Mit Windeseile pflanzte sich die Nachricht von Mund zu Mund fort. Und schon setzte auch der Terror ein. Zunächst wurde den Bauern verboten, die Versammlung zu besuchen, und als man damit nicht recht sicher zu gehen schien, beorderte man aus dem ganzen Rottal die „Jungbauernfähnlein" des Bauernbundes nach Griesbach, um die Versammlung der verhaßten Nazisozi unmöglich zu machen.

SA. und politische Leitung waren im Bilde. Die gesamte damalige SA. von Passau, bestehend aus höchstens 20 Mann, wurde aufgeboten, um gemeinsam mit den übrigen Gliederungen des damaligen Sturmes 28 (Fürstenzell, Ndb.) die Versammlung zu schützen. War das eine Freude, als wir in Griesbach endlich einmal unseren gesamten weit verstreuten Sturm in Stärke von 60 Mann sehen durften. Wir kamen uns ungeheuer mächtig vor. In gleichem Schritt und Tritt, angetan mit dem „provozierenden" Braunhemd, marschierten wir unter Vorantritt des Passauer

Spielmannszuges, dem ich selbst angehörte, in die Hochburg des Bauernbundes ein. Giftige Presseerzeugnisse hatten die Bevölkerung bereits entsprechend aufgeputscht, so daß die Stimmung auf dem Siedepunkt angelangt war. Dicke Menschenmauern empfingen, finstere Blicke trafen uns. Näher ging's der Turnhalle zu. Frechheit von den Nazis, gleich eine ganze Turnhalle in Anspruch zu nehmen! Zu beiden Seiten des Weges standen die „Jungbauernfähnlein". Aus weitem Umkreis waren die verhetzten Volksgenossen herbeigeeilt, um mit Gewalt die Versammlung zu verhindern. Als wir in die Nähe der Turnhalle kamen, mußten wir Gänsemarsch machen, so eng war die Gasse, die von der Menge noch freigehalten war. Mit Mühe bahnten die Gendarmen den Weg.

Jetzt sind wir angelangt, doch was ist das?

Die Turnhalle ist verschlossen!

Alles Rütteln hilft nichts. Höhnische und schadenfrohe Blicke treffen uns, Schmährufe werden laut, drohend schwingen die Bauern ihre „Hacklstecka". Soll's jetzt schon losgehen? Angesichts dieser Übermacht kommt uns unsere Zahl wieder recht bescheiden vor. Eine äußerst brenzliche Lage ist entstanden. Wenn die Tür nicht bald aufgemacht wird, gehen die Bauern zur „Tat" über und wir werden erdrückt. Nur die Anwesenheit der Gendarmerie, die aus nah und fern zusammengezogen ist, kann uns zunächst noch schützen. Brodelnd kocht die „Volksseele". Endlich kommt der Abteilungsführer mit dem Schlüssel, der beim Schulverwalter lag.

Die Tür wird aufgerissen. Da entpuppt sich der ganze wohldurchdachte Plan der Bauernbündler. Noch bevor wir überhaupt an der Tür angelangt sind, stürmen etwa 500 Bauern in den Saal und besetzen sämtliche vorhandenen Plätze. Kein Plätzchen mehr ist zu bekommen, selbst die Gänge sind vollkommen verstopft. Unter großem Hallo und höhnischen Zurufen bahnen wir uns einen Weg nach vorn, auf die Bühne, wo wir uns postieren. Wir vom Spielmannszug legen vorsorglich unsere Trommelschlegel mit den Messingenden vor uns zurecht, um gegen das Äußerste gewappnet zu sein. Lauter alte, bewährte Kämpfer sitzen dort oben, jeder fest entschlossen, sich seiner Haut so gut wie mög-

lich zu erwehren. „Auf die Bühne kommt uns keiner!" Das ist der feste Wille der SA. Oben auf der Galerie stehen hinter einem Wall von Gegnern einige wenige SA.-Männer auf verlorenem Posten. Man würde sie im Ernstfalle schon hinunterbefördern, das war die Absicht der Terroristen.

Dann spricht ein Bauernführer aus Baden — das heißt, er will sprechen. Er kommt nicht über den Anfang hinaus. Ohrenbetäubender Lärm verschlingt seine weiteren Worte. Die verhetzten Volksgenossen erheben sich, um ihn herunterzuholen. Wie eine Mauer stehen wir hinter unserem Redner. Verdächtiges Klirren von Biergläsern beweist, daß „man" sich für einen „Fernkampf" einrichtet. Vorsorglich trinkt auch von uns jeder trotz der schweren wirtschaftlichen Lage, mit der wir damals zu kämpfen hatten, eine „Halbe", um sich auf diese Weise einen rechtmäßigen Anspruch auf ein Wurfgeschoß zu sichern. Der Versammlungsleiter brüllt sich die Kehle heiser, um sich Gehör zu verschaffen. Unsere entschlossene Haltung verfehlt ihren Eindruck nicht. Schwächer wird der Lärm, der Versammlungsleiter kann sich schließlich verständlich machen und schließt mit den Gegnern folgenden „Kompromiß":

„Wenn ihr heute unsere Versammlung stört, dann sorgen wir durch ‚fliegende SA.' dafür, daß ihr im Rottal die letzte Versammlung abgehalten habt. In euerem eigensten Interesse fordern wir Ruhe. Sollte unserem Verlangen nicht stattgegeben werden, dann wird unsere SA. dafür sorgen, daß der Saal geräumt wird."

Diese Sprache hatte einen durchschlagenden Erfolg. Der Abgeordnete kann sprechen. Eindringlich, zu Herzen gehend sind seine Worte, so daß bald der Großteil der Gegner in den Bann seiner Rede geschlagen wird. Brausender Beifall, dann Diskussion.

Dem Gegner wird eine volle Stunde Redezeit bewilligt. Mit Lügen niedrigster Art verdächtigt eine Redaktionsschreiberseele, die sich Bauernführer schimpft, die Bewegung und den Führer. Vor Grimm ballen sich unsere Fäuste. Mehr als einmal müssen wir uns zurückhalten, den Schandbuben zu lynchen. Durch unsere disziplinierte Haltung wurde das Schlimmste verhütet. Als aber dieser Bursche bereits anderthalb Stunden daherlügt, wird es

selbst unserem langmütigen Versammlungsleiter zu bunt, und er fordert ihn auf, Schluß zu machen. Da wird der Bursche rabiat: „Wenn es euch nicht paßt, schließen wir die Versammlung und eröffnen eine Bauernbundsversammlung!" Das war zuviel des Guten. Wie ein Mann steht die SA. auf, um ihn zum Schweigen zu bringen. Da zieht es der Hetzapostel vor, das Weite zu suchen. Pathetisch fordert er die Versammlungsbesucher auf: „Bauern, wir verlassen den Saal!" Damit hat er sich aber gründlich verrechnet. Keine 100 Männeken folgen ihrem Leithammel. Der weitaus größere Teil bleibt zurück und lauscht den Schlußworten unseres Redners. Eine große Anzahl von Beitritten zu Partei und SA. sind der sichtbare Erfolg.

Kommune spielt Polizei

Wie ein Lauffeuer ging es durch die westfälische SA.: In Ahlen hatte die Kommune einen Kameraden an seiner Baustelle „verhaftet" und durch die rote Siedlung geschleppt. Unmenschlich hatten sie den SA.-Mann verprügelt. Er lag schwer darnieder. Eine Familie war ohne Ernährer. Die Sache des Proletariats war um einiges verbessert.

Wir kannten die Stadt. Unter 20 000 Menschen lebten dort kaum 20 Nazis. Und die SA.-Kameraden verpackten ihre Uniform im „Bergmannpüngel", wenn sie zum Dienst gingen. Jetzt war es an der Zeit, den Terror zu brechen.

An einem Sommersonntagmorgen des Jahres 1929 krochen neun vollbesetzte Last- und Lieferwagen durch den Regen. Wir standen gepfercht in der Näſſe. Die Kinnriemen gingen aus, und braune Bächlein rannen den Hals hinab. In den Stiefeln und Gamaschen stand das Wasser. Die Stullen im Zeitungspapier wurden weich und bekamen nach Geruch und Farbe „literarisches Interesse".

In Hamm sprangen wir von den Wagen und schreckten die Bürger aus den Betten. Uns machte die Bewegung warm und tat wohl. Dampfend kletterten wir zurück in die Karren. Die Straßen hatten sich lange schon herausgewunden aus den Ruhr-

höhen und zogen schnurgerade und baumbestanden den scharfen Schnitt durch die nordwestliche Ebene.

Mittags tauchten Schlote auf. Der Regen drückt den Rauch in enge, siedlungsexakte, lieblose Straßen. Auf einem Platz am Bahnhof, zwischen den Pfützen, machen wir die ersten Gehversuche nach langer Fahrt auf Ahlener Boden. Im Wartesaal kaufen wir einen „Korn" und essen unser Brot. Und im Qualm der Zigaretten vergessen wir die nassen Kleider und schmieden Pläne für den Nachmittag. Was wird die Kommune machen?

Ein Hornsignal reißt uns zurück in den Regen. Hinter einigen vier bis fünf Fahnen stehen 300 Mann SA. Der Standartenführer hält eine kurze Ansprache. Und die Boten der Kommune hauen eilig ab mit der Neuigkeit, daß heute die Nazis Ahlen erobern wollen und Rache nehmen werden für den mißhandelten Kameraden.

Mit klingendem Spiel ziehen wir ein in das Gewirr der Koloniewege. Die Menschen kommen heraus aus den Wohnungen. Es hat aufgehört zu regnen. Die ersten Rufe werden laut. Ein Bochumer Junge gibt einem langen Kommunemann, der einen Kopf größer ist als er, ein paar beruhigende Kinnhaken. Unsere Lieder stören die Letzten auf vom Mittagstisch und der Ruhe. In Hemdsärmeln und Ballonmützen begleiten 10, 20, 50, 100 Kommunisten unseren Zug.

Aus einem Haustor fliegt ein drei Pfund schwerer Stein in unsere Reihen. Ein Kamerad hebt ihn auf und wirft ihn zurück. Die Gardine in dem runden Türfenster verschwindet wie durch Spuk, und eine kreischende Weiberstimme übertönt den Knall des zerspringenden Fensters. Kleine Handgemenge bringen uns nicht aus der Ruhe. Die Kommunisten verschwinden langsam. Was haben sie vor? An einer Straßenkreuzung empfängt uns ein Hagel von Glasschlacken und Steinen.

Die Internationale ertönt. 500 johlende Kommunisten versperren uns den Weg. Wir schwärmen breit aus; Fahnenstangen werden auseinandergeschraubt, und auf ein schrilles Signal gehen wir zum Angriff vor. Vor meinen Augen sinkt ein Schutzmann unter Steinwürfen zusammen. Ein verwundeter Kamerad wird zurückgetragen. Langsam weichen die Kommunisten. Aber schon

an der nächsten Kreuzung setzen sie sich wieder fest. Lattenzäune dichten sich. Und in frischfröhlicher Holzerei kämpfen wir uns durch bis zum Marktplatz.

In langer Front stehen wir starr und erwartend da. Das Geschrei und der Gesang der Kommunisten in den anliegenden Straßen wird unsicher. Der Staf. tritt vor die Front. „Wenn nicht in fünf Minuten die Leute da zur Ruhe gebracht sind, werden meine SA.-Männer das besorgen." Und dann wiederholt er laut und feierlich, daß die kommunistischen Eigenmächtigkeiten hier in Ahlen zu Ende seien. Werde auch nur einem einzigen Kameraden noch ein Haar gekrümmt, dann würden wir in doppelter und dreifacher Anzahl wiederkommen. So lange, bis Ahlen nicht mehr rot sei.

Die Kommunisten sind ruhig geworden. Nach und nach verschwinden die jüngeren unter ihnen. Bleiben die Weiber. Und als wir abmarschieren, machen sie uns auf ihre Weise den Abschied. So etwas läßt sich schlecht beschreiben.

Die männlichen Kommunisten aber haben sich zu einem Protestaufmarsch formiert und betätigen sich singend und schreiend da, wo wir gerade nicht sind. Ihre Niederlage können sie nicht übertönen.

Außer einigen Leichtverletzten und vielen zerzausten und zerrissenen Uniformen hatten wir keine materiellen Schäden zu beklagen. Und trotzdem blieb uns der Ahlener Sonntag lang in der Erinnerung.

Um des Reiches Hauptstadt

1929. Im Hexenkessel Berlin brodelt und kocht es wieder. Die Parteien rüsten zur Wahl. Auch wir sind nicht müßig. Die Bewegung arbeitet mit Hochdruck. Eine Versammlung jagt die andere. Für den SA.-Mann gibt es kein Eigenleben mehr. Saalschutz, Propagandamärsche, Flugblattverteilung vor Betrieben und auf der Straße, Sprechchöre auf Höfen und vor den Arbeitsnachweisen. Damit ist das Leben des SA.-Mannes ausgefüllt. Das Bett kennt er nur noch vom Hören. Aber auch der Gegner arbeitet, jedoch sind seine Mittel und Methoden andere. Er will uns, die junge, aufstrebende nationalsozialistische Bewegung, durch Terror unterdrücken und niederhalten.

Die rote Zentrale am Bülowplatz hetzt. In ihrem Leibblatt, der „Roten Fahne", wird zu Mord und Totschlag aufgefordert. „Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft", ist ihre Parole. Kommunistische Agitatoren in Betrieben, Stempelstellen und auf der Straße hetzen die Arbeitermassen auf und sorgen dafür, daß die Mordparolen zur Ausführung gelangen.

Der SA.-Mann ist zum Freiwild geworden. Es ist ihm unmöglich, sein Stempelgeld zu holen. Die vertierte Masse schlägt sie, noch ehe sie die Stempelstelle betreten haben, zu Boden und bearbeitet sie mit Absätzen. Auf den Arbeitsplätzen treten die Belegschaften in Proteststreik, wenn sie erfahren, daß unter ihnen ein Nazi ist, und zwingen damit den Arbeitgeber zur Entlassung des SA.-Mannes. Auf den Baustellen wirft man ihnen die Mauersteine auf den Kopf und nennt es dann „Betriebsunfall".

Die Gehässigkeit und Gemeinheit hat ihren Höhepunkt erreicht. Bei uns die Verbitterung. Es war nicht leicht, seine Ideale zu behalten und nicht die Flinte ins Korn zu werfen. Doch wenn wir manchmal auch nahe dran waren, unseren Glauben zu verlieren und zu verzagen, dann hat uns unser „Doktor" wieder aufgerüttelt und durch seine unerschütterliche Zuversicht und seine hinreißenden Reden uns den Mut zur Weiterarbeit wiedergegeben. Die Bewegung behielt ihren klaren Kopf. Sie nahm den Kampf überall an. Die SA. hatte, und wenn auch das Kräfteverhältnis 1:100 stand, den Terror durch Terror zu brechen gewußt.

Freitagabend. Die Bewegung hat zur Massenkundgebung im Saalbau Friedrichshain aufgerufen. Die KPD. hat ihre Jünger, RFB., Antifa und andere aufgeboten, die Versammlung um jeden Preis zu sprengen. Saalschutz hatte der Sturm 2/4. Ein kleines Häuflein gegenüber den Roten. Schwer für den Sturm, sich dort zu behaupten, doch noch schwerer das Nachhausegehen der Männer in Uniform durch den vom Mob besetzten Friedrichshain ohne Blutopfer. Deshalb Sturm 17 in Zivil aufgeboten, der den Saal nicht mitbesetzte, sondern im Trupplokal der 2er, Rodewiskystraße, das Ende der Versammlung abwartete, um dann die uniformierten 2er nach Hause zu begleiten. Doch erstens kommt es anders, zweitens als man denkt. So auch diesmal. Die Versammlung wurde gleich zu Anfang gesprengt, so daß die Polizei mit

dem Gummiknüppel den Saal räumte. Die 2er mußten ohne uns ihren Heimweg finden. Wir gingen daraufhin aufgelöst in kleinen Trupps zu unserem Sturmlokal, in dem uns der Sturmführer dann den Dienst für den nächsten Tag bekanntgab. Es war gegen ½1 Uhr, als die erste Gruppe, zu der auch ich gehörte, das Lokal verließ. Wir waren knapp hundert Meter gegangen, als hinter uns ein wahres Schnellfeuer losging. Wir sprangen sofort an die Häuserfront, in der wir Deckung fanden, und sahen dann, daß eine Gruppe von zirka zwölf Figuren von der gegenüberliegenden Seite unser Lokal und die aus dem Lokal Kommenden beschoß. Wir konnten von Glück sagen, daß unser Lokal ein Ecklokal mit zwei Ausgängen war, und so der größte Teil des Sturmes aus dem von der Kommune nicht beschossenen Ausgang ins Freie gelangen und die Kommune, die zu so später Stunde einen derart starken Widerstand nicht erwartet hatte, in die Flucht schlagen konnte. Wir sammelten uns daher wieder im Sturmlokal und buchten trotz der großen Anzahl Schüsse nur zwei Verletzte.

Nach einer Viertelstunde tauchte dann auch die Polizei auf, die auf ihrem Revier, welches zwei Minuten vom Lokal entfernt ist, das Ende der Schießerei abgewartet hatte. Erregt, voll Wut und Erbitterung zogen wir dann nach Hause. Der Tag war selbst für uns, die wir schon allerhand gewöhnt waren, ein bißchen viel. Erst die Versammlungssprengung im Friedrichshain — bei der wir über hundert Verletzte hatten — dann der heimtückische Überfall, das reichte!

Sonnabend 6 Uhr, Arminiussäle Moabit.

Sturm 17 rückt an. In Räuberzivil, die Schiebermütze im Genick, Knüpftuch um den Hals und die Hände bis zu den Ellenbogen in den Taschen vergraben. Im Aussehen nicht von der Kommune zu unterscheiden. Wir bekommen es von der Moabiter Kommune, die Verstärkung aus Charlottenburg bezogen hat, bestätigt. Sie haben den Saal sofort bei der Eröffnung mit ihren Staffeln besetzt und begrüßen uns mit freudigem Hallo und „Rot Front". Sie glaubten, wir seien Weddinger Kommune, und wir ließen sie in ihrem Wahn. Die Versammlung versprach den von uns erwarteten Verlauf zu nehmen. Die Kommune, durch unser Erscheinen noch üppiger geworden, glaubte leichtes Spiel zu

haben und benahm sich dementsprechend. Die Lage schien ja auch für sie von Minute zu Minute günstiger zu werden, denn der Saal füllte sich immer mehr mit nach außen hin ausstaffierten Schlägertypen. Arme Kommune! Die Enttäuschung mußte für sie eine riesige werden, denn die Hinzugekommenen waren zum größten Teil SA.-Männer, die, obwohl sie keinen Dienst hatten, empört durch die Kunde von der Saalschlacht am Abend vorher, herbeigeeilt waren. Sie kamen zu zweit und zu dritt, aus Spandau und vom Kreuzberg, aus Schöneberg und vom Alexanderplatz. Aus allen Stadtteilen Berlins. Ohne jede Order waren sie herbeigeeilt. Sie kamen ohne jeden Befehl, um ein zweites Friedrichshain zu verhindern. Es war die Elite der SA., die, welche überall dabei waren, um die Belange der Bewegung mit der Faust zu wahren. Trugen sie auch alle Zivil, sie kannten sich doch. Der Instinkt des alten SA.-Mannes, geschult durch Kampf, hatte bald Freund vom Feind geschieden. Sie hatten sich bald gefunden und besetzten den hinteren Teil des Saales.

Im Saal herrschte die Atmosphäre, die der SA.-Mann von früheren Saalschlachten her kannte. Versammlungsbesucher, die den Eintritt bezahlt hatten, zogen es vor, den Saal zu verlassen, noch ehe die Versammlung begonnen hatte. Nur vorn ein paar unentwegte Parteigenossen, das übrige Kommune und wir, die noch immer unsere Rolle weiterspielten. Als Saalschutz der alte Moabiter Sturm 6 in Uniform, dem wir selbstverständlich ebenso wie dem Sektionsführer Aufklärung gaben. Die Kommune sollte sich vollständig sicher fühlen und dann, sobald sie ihre Provokationen begann, ihren Denkzettel bekommen.

Pünktlich um ½9 Uhr eröffnete der Sektionsführer die Versammlung, hieß sie alle willkommen. Er gab der Kommune, weil ihm ja an einer ruhigen Durchführung der Versammlung lag, für die spätere Diskussion unbeschränkte Redezeit. Er warnte sie jedoch vor Ruhestörung und sagte dann, daß er schon die nötigen Mittel in der Hand habe, um alle Radaumacher aus dem Saal zu entfernen. Die Kommune, die sich vollständig sicher fühlte, erhob bei diesen Worten ein gewaltiges Gebrüll, das zum Orkan anschwoll, als der Redner die Bühne betrat. Man hörte Ausrufe wie „Nazischwein", „Arbeiterverräter" usw. Als der Sturm-

führer des Saalschutzes sich den ärgsten Schreier griff, um ihn an die Luft zu setzen, war das für die Kommune das Zeichen zum Beginn der Saalschlacht, und dann ging es los.

Sturm 6 besetzte, wie abgemacht, den Ausgang, um ein vorzeitiges Entwischen der Kommune und ein Eindringen der dadurch aufmerksam gemachten Polizei zu verhindern. Die Schilderung der Saalschlacht will ich mir sparen, man muß sich den Schreck der Kommune vorstellen, als ihre vermeintlichen Genossen vom Wedding plötzlich SA.-Mützen aufhatten und sich auf sie stürzten. Leider haben wir nicht die verblüfften Gesichter der Polizei gesehen, als sie nachher den Saal betrat und die zusammengeschlagene Kommune vorfand. Nach getaner Arbeit waren wir nämlich in aller Ruhe aus dem Saal geströmt, waren an dem Polizeiwagen, auf dem sie saßen und nichtsahnend das Ende der Versammlung abwarteten, vorbeigegangen und haben uns sittsam, wie es sich für ordnungsliebende Bürger zweiter Klasse gehört, nach Hause begeben.

*

Sommersemester 1929 an der Berliner Universität.

Seit Tagen bereits glomm ein unsichtbarer Funke unter der glatten akademischen Oberfläche. Besonders unter den Scharen der Langbemähnten und der Intelligenzbrillenträger herrschte eine geradezu auffallende Nervosität. Schwarzlockige Jünglinge mit ausgeprägten Profilen versammelten erregte Gruppen um sich, und an den Anschlagbrettern der studentischen Verbände von Rosa bis Knallrot schwollen die Aufrufe. Dabei war man sich offensichtlich restlos im unklaren über den Grund der eigenen Aufregung. Irgend etwas ganz Entsetzliches mußte allerdings in der Luft liegen, denn die Getreuen der Novemberrepublik bliesen Großalarm.

Die wenigen Nazis im Braunhemd grinsten so unverschämt . . .

Ja, und dann — ganz plötzlich — nahm das Unfaßbare klare Formen an. Man stelle sich vor, die Deutsche Studentenschaft besaß die Frechheit, zu einer Protestkundgebung gegen das Friedensdiktat und gegen die Kriegsschuldlüge aufzurufen! In der Neuen Aula!

Unerhört — Provokation!

„Herr Kultusminister Becker! Das darf unter keinen Umständen erlaubt werden. Das ist ein Schlag ins Gesicht der Hohen Entente! Das grenzt an Hochverrat!"

Und Herr Becker beugte sich liebevoll zu seinen Getreuen und streckte drohend die Faust aus gegen die deutschen Studenten.

„Die Kundgebung ist verboten! — Die Aula der Berliner Universität steht unter staatlichem Hausrecht — und der Staat bin in diesem Falle ich!" Soweit Herr Becker.

Naaaa? Die werden doch nicht etwa???

Wahrhaftig!

„Deutschland erwache!"

Verschiedene Herren von den Korps und Burschenschaften runzeln mißbilligend die Stirnen. Wozu jetzt noch dieser Krach? Alles war so überaus würdevoll und feierlich gewesen, und nun war es höchste Zeit zum Mittagsschoppen. Was waren das bloß wieder für Radaubrüder? Die Schupo spitzte die Ohren — „Deutschland erwache!"

Eine Protestkundgebung, meine Herren, war unseren Begriffen nach keine geschlossene Gesellschaft, und wenn wir protestierten, dann sollte Berlin auch etwas davon merken, und nicht nur in der Abendpresse eine kurze Notiz finden!

Das Häuflein schwoll an, der Weckruf donnerte gegen die Mauern der Lindenpaläste, wurde von Hunderten aufgenommen und brauste schließlich tausendfach dahin. Nun wurde es zu bunt! — Kommandos, schrille Pfiffe.

Unter den Linden stockte der Verkehr. Das Deutschlandlied brandete auf, grüßend reckten sich die Arme. Die Bereitschaftswagen füllten sich mit Verhafteten, Studenten und harmlosen Passanten. Immer 'rauf!

Das wäre ja noch schöner, hier in Berlin gegen den glorreichen Frieden von Versailles zu protestieren, gegen den Frieden, den die Republik mit verdorrender Hand unterschrieben!

Das war offener Aufruhr — Landfriedensbruch, angezettelt von den Nazis mit ihrem hochverräterischen Geschrei. Auf dem Alex hatten wir Gelegenheit, über das verfassungsmäßige Recht der freien Meinungsäußerung nachzudenken. Von Reue aber keine Spur.

Empörte Studenten, die sich vor einem Haus Unter den Linden einfanden und irgend etwas wie: Schmach und Vaterland riefen, wurden rücksichtslos mit dem Gummiknüppel auseinandergehauen. Rot und Rosarot waren restlos Herren der Situation. Dank dem lieben Vater Becker!

Die Studentenschaft dachte aber gar nicht daran, die Flinte ins Korn zu werfen und klein beizugeben. Dann würde die Kundgebung eben unter freiem Himmel stattfinden. Auf dem Hegelplatz zum Beispiel ...

„Wai geschrien, Herr Polizeipräsident! Jetzt haben Sie das Wort!"

Vom Alexanderplatz blitzte und donnerte es. Verboten! Nun wurde nicht mehr lange um Erlaubnis gebeten. Am nächsten Tage, mittags um eins, leerten sich auf einmal die Hörsäle mit unglaublicher Geschwindigkeit, und ehe sich die Gegenpartei von ihrer Verblüffung erholen und „Feurio!" brüllen konnte, war das Kastanienwäldchen hinter der Neuen Wache schwarz von Menschen!

Und die Umgegend — blau von Schupos! Jawohl, man war auf dem Posten. Für alle Fälle, nicht wahr? Die Staatsgewalt wartete jedenfalls ab. Und diese Protestkundgebung wäre gleich allen nationalen Kundgebungen jener Tage gutbürgerlich und friedlich mit dem machtvollen Gesang von „Burschen heraus!" ausgeklungen, wenn nicht, ja, wenn nicht die bösen Nazis gewesen wären. Da war so ein kleines unscheinbares Häuflein, das wenig Lust zeigte, nun sofort mit patriotisch hochgeschwelltem Herzen nach Hause zu laufen.

Der Marsch der 90 000 in Nürnberg

Reichsparteitag! Eine fiebernde Spannung hatte dieses Wort ausgelöst. Die Wellen des Tageskampfes gingen plötzlich hoch und schienen damals schon — im Sommer 1929 — die Welt voller Widerstände überfluten und frei machen zu wollen für die neue, für unsere Zeit. Von der Wupper zur Ruhr, durch die Straßenzellen und Wohnblocks in Essen und Duisburg und Dortmund und Bochum ging ein Raten und Suchen und Freuen! Wer würde dabei sein? Aus Pfennigen und Groschen wurden rappel-

volle Reisebüchsen. Und aus jedem braunen Kampfsturm traten drei, fünf, sieben, 20 Mann heraus, die nach Nürnberg durften ...

*

Jetzt standen wir schon fast eine Stunde auf dem Marktplatz in Hattingen a. d. Ruhr. Aus ganz Südwestfalen waren die Trupps und Trüppchen zusammengekommen. Wir kannten uns alle. „Weißt du noch ... damals in Düsseldorf? ..." Tornister waren zusammengepumpt, Uniformen stimmten oft nicht ganz. Aber die Herzen stimmten! Sie schlugen alle einen Takt: Bald würde uns Deutschland gehören.

Drei große Lastwagen fuhren gegen 8 Uhr abends über die Ruhrbrücke in Richtung Bochum. Von drei Lastwagen tönte trutziger Gesang durch die lange Straßensiedlung. — In Bochum stiegen 300 Südwestfalen zu den Stadtstürmen.

Mit klingendem Spiel gaben wir Bochum unseren Abschied. Und diesmal fiel kein Wort am Moltkedenkmal. Diesmal drohte keine Faust, drohte kein Stein. Es war, als ziehe die Kraft der gewaltigen Nürnberger Demonstration mit uns.

*

Der Zug ist gerüttelt voll. Ein paar Kameraden aus gefährlichen Gegenden ziehen erst jetzt ihr Braunhemd an. Propagandafahrtstimmung nimmt der Nacht ihre Länge. Kaum, daß einer schläft.

Mit dem Tag häuft sich um uns das Neue. Wer von den Kumpels war schon einmal so weit fort von der Heimat? Kämpfend in einer Welt voll Haß und Neid und Not, war es uns wie ein Märchen, daß hier und dort an der Strecke auf Bauernhöfen und Werkstätten unsere Fahnen wehten; daß Belegschaften mit riesigen Grußtransparenten angetreten waren, daß man sich freute auf uns Hitlersoldaten von der roten Ruhr.

Um 8 Uhr morgens läuft unser Zug in Nürnberg-Dutzendteich ein. Vorstellungen haben sich für uns nie verknüpft mit dem Namen dieser Stadt. Es war nur so ein Gefühl von Größe und Macht und Zuversicht, das mit all dem sich verband, was zu den Demonstrationen der Bewegung in fester Beziehung stand. 1927 sollen

es 70 000 gewesen sein. Zwei Jahre sind inzwischen hingegangen. Wir würden all das in den Schatten stellen. Die Bilder im „J. B.", die Berichte unserer Zeitungen: sie werden jetzt auf einmal lebendig in uns. Heute waren wir Gestalter dieser Dinge. Heute und morgen und übermorgen würden wir Nürnberg und der Welt unsere Macht und unseren Glauben demonstrieren.

In einer Schule unweit des Bahnhofs gehen wir ins Quartier. Es ist Samstag, der 4. August. Aus dem Gewirr all des Neuen machen wir uns langsam ein Bild. Nürnberg steht im Zeichen der braunen Soldaten Adolf Hitlers. Nürnberg ist unsere Stadt. Aus allen Richtungen und in jeder Straße marschieren Trupps und Kolonnen. Jede angekommene Standarte sendet eine Abordnung zur Kranzniederlegung am Ehrenmal im Luitpoldhain. Da waren Stürme aus Königsberg, aus Berlin, aus Hamburg, aus München, aus Wien. Und immer noch tragen Züge und Lastwagen Tausende und Tausende heran.

Der erste Tag ist zu Ende, kaum daß er begonnen hat. Und am Abend treten die 40 000 SA.-Männer den Fackelzug an. Die Straßenränder sind gedrängt voller Zuschauer. Begeisterte Sympathiekundgebungen gibt es für die Pfälzer Kameraden in ihren weißen Hemden und die SA.-Männer aus Wien. Bergleute von der Ruhr, Kameraden aus Essen, tragen Grubenlaternen an Stelle von Fackeln.

Als wir um 11 Uhr abends zurückkehrten ins Quartier, da sind wir alle eingegangen in das große Geschehen: da gehört uns Nürnberg. Aber unsere Freude hat schon in den ersten Stunden den Haß der Gegner erregt. Kleine Vorfälle sind die Anzeichen einer organisierten Störung. Schon am Morgen unseres ersten Nürnberger Tages war die Frau eines Ortsgruppenleiters von Reichsbannerhelden erschossen worden. Diese Nachricht wirft einen langen und düsteren Schatten über den Tag. Er ruft uns zurück aus dem Taumel der ersten begeisterten Freude: Auch hier ist Kampf. Auch in Nürnberg stehen wir an einem Abschnitt jener Front, die die anderen mit aller Verzweiflung und mit den gemeinsten Mitteln halten wollen. — Neue Nachrichten sickern durch. In der Altstadt wurde ein Kamerad schwer verletzt. — Ein Kommunist wurde verhaftet, als er einem SA.-Mann den

Dolch in den Rücken stoßen wollte. — Provokateure im Braunhemd wurden gestellt. — Wir aber sind auf der Hut ...

So wird es Sonntag. In den frühen Morgenstunden rücken Tausend um Tausend ein in die grüne Weite des Luitpoldhaines. Gegen 10 Uhr füllen 90 000 braune Soldaten den Platz. Ernst und feierlich hebt sich das Kriegerdenkmal in hohen weißen Quadern in den Himmel. Der Sarkophag aber ist von Hunderten von Kränzen und Schleifen bedeckt.

Der Führer erscheint. Ernstes Schweigen liegt über dem Wiesenplan. General von Epp spricht zu den Männern. Und er stellt die tiefste Ehrerbietung zu den Helden des großen Krieges an den Anfang dieses Tages. Böllerschüsse ertönen. Die Totenehrung ist zu Ende. Das braune Heer wendet sich dem Fahnenwald zu, der den Platz abschließt. Dann spricht der Führer. Laut und hallend gehen seine Worte hin über die 90 000. Die meisten von ihnen stehen zum erstenmal vor dem Manne, dem sie sich aus tiefem Glauben und aus dem festen Willen zur Erneuerung verschrieben haben. Und alles ist eine Bestätigung des Vertrauens, alles ist so, wie es gedacht und empfunden war.

Und aus dem Munde des Führers ersteht noch einmal die Schwere der Zeit; erstehen noch einmal die Nöte und Schikanen; die Opfer und Entbehrungen, die viele Tausende tragen: nicht weil sie schlapp sind; nicht weil ihnen die Kraft fehlt zur Empörung: weil sie geduldig und zäh mitschaffen wollen am Bau der neuen Lebensgrundlage unseres Volkes. Wille zur Zukunft; Glaube auf morgen: das ist unser Programm!

Die Standartenweihe ist zu Ende. Langsam leert sich das riesige Feld. Wie eine gewaltige, gebändigte braune Flut ergießt sich das Heer in die Straßen der Stadt. Der Höhepunkt des Parteitages, der große Vorbeimarsch vor dem Führer, hat begonnen. Stunde um Stunde windet sich der Zug ohne Ende durch die Straßen. Und die Stunden sind ein einziges Beispiel rührender Anteilnahme der Bevölkerung: treuer Ergebenheit an den Führer; erster Verwirklichung der neuen, großen Gemeinschaft. Frauen stehen vor den Häusern und geben den durstigen Männern zu trinken. Blumen über Blumen ergießen sich über die SA.-Formationen. Eine Stadt feiert die Bewegung. Gegen 4 Uhr

nachmittags erreicht unser Zugabschnitt die Mittelstadt. Leuchtenden Auges nimmt der Führer den Vorbeimarsch seiner Männer ab. Uns aber schenkt er ein Erlebnis...

Am Frühabend ist der Vorbeimarsch zu Ende. Immer noch steht Nürnberg im Zeichen der braunen Armee. In den großen Sälen der Stadt finden Sondertagungen und -veranstaltungen statt. Im Herkulesvelodrom tragen SA.-Boxer ihre Meisterschaft aus. Ein Hattinger Kamerad holt einen Sieg ...

Und in den abklingenden Tag mengt sich ein Neues: Kommunisten können ihre Erbitterung über die Wucht der nationalsozialistischen Demonstration nicht länger im Zaume halten. An allen Enden der Stadt kommt es zu Zwischenfällen; Betrunkene provozieren; Schüsse fallen aus dem Hinterhalt; Polizei greift ein... Unruhe bemächtigt sich der SA. Alle wollen sie den bedrohten Kameraden helfen. Im Herkulesvelodrom mahnt Dr. Goebbels zur Disziplin.

Am Dutzendteich waren aus einer Wirtschaft Schüsse gefallen. Wir sprangen — zehn oder zwölf Mann aus Westfalen — aus der Halle und eilten in Richtung Quartier. Polizei raste auf Überfallwagen durch die Straßen. Die Stimmung war gespannt. Die Herausforderungen der Kommune hatten alles bis zur Siedehitze vorangetrieben. Noch standen die Fronten.

Da dringt Lärm aus einer kleinen Wirtschaft am Marktplatz. Im Sturmschritt sind 50, 100 Mann dort. Stuhlbeine und Gläser empfangen uns. Undurchsichtig ist das Gewirr der Kämpfenden. Nur wenige haben Platz in der dumpfen, verräucherten Bude. Nach Minuten ist das Spiel aus. 20 Kommunisten werden herausgeprügelt. Sie haben einen SA.-Mann belästigt. Das kleine Ereignis aber ist das Signal zu einer allgemeinen Unruhe. Nervöse Polizei schlägt mit Gummiknüppeln auf wehrlose SA.-Männer ein. Auf den Überfallwagen wird mit Pistolen und Karabinern drohend hantiert. Berittene drängten die Gruppen auf den Bürgersteig zurück. Und das allgemeine Durcheinander war das Signal für die Kommunisten. Mehrere SA.-Männer wurden durch Dolchstiche schwer verletzt.

Inzwischen war es Nacht geworden. Die Führung hatte sofortige Straßensperre verhängt. Einzelne SA.-Männer wurden

in Streifenautos in die Quartiere befördert. — Für unseren Zug war noch einige Wartezeit. In der Wirtschaft, die gegenüber unserer Unterkunft lag, saßen einige Heimkehrer und besprachen den Ausgang des Abends. Keiner wußte, ob nun alles wieder in Ruhe war. Keiner wußte, ob Kameraden verwundet oder ermordet waren. Die Stimmung der großen Erlebnisse beginnt sich von neuem auszubreiten. Da ertönt gellend ein Pfiff. Jemand ruft laut: „Max Hölz ist da!" Schon stürmen die ersten zur Türe, und planlos folgen alle einem Zivilisten im Sturmschritt. Die ersten haben die Straßenkreuzung erreicht und biegen stadteinwärts. Und im Lärm des Angriffs gehen die Rufe eines Polizisten, der den Straßendienst versieht, unter. Die hinteren drängen nach. Der Polizist beginnt nervös zu werden. Keiner von uns achtet auf ihn. Da zieht dieser die Pistole und schießt blindlings in die stürmende Schar. Ein Bochumer Kamerad sinkt, schwer getroffen, zu Boden. Entsetzen packt uns. Max Hölz ist vergessen. In Schmerz und Wut stürzen die ersten auf den unglücklichen Schützen und schlagen ihm die Waffe aus der Hand. Vier Kameraden tragen den Verwundeten zurück.

Max Hölz? Er war nie da. Niemand hatte ihn gesehen. Wer hatte uns herausgelockt?

Wir sind ins Quartier zurückgekehrt. In einer Stunde geht unser Zug. Da bringt einer die Nachricht mit, daß ein Kamerad gefallen ist. Eine Gruppe halbwüchsiger Burschen hatte den SA.-Mann Erich Johst überfallen und mit brutalen Werkzeugen niedergemacht.

Und als wir gegen 11 Uhr nachts die Stadt der Parteitage verließen, da trugen wir außer unseren großen Erlebnissen der Kraft und des Willens ein Vermächtnis mit uns: das Vermächtnis derer, die den Frontabschnitt Nürnberg mit ihrem Blute besiegelt haben.

Als es nach dieser Nachtfahrt Morgen wurde, da wollte jeder zuerst eine Zeitung haben. Jeder wollte wissen, was sonst noch geschehen war. Und statt der Wahrheit fanden wir die Verleumdung: „Hitlers Horden in Nürnberg"; „Parteitag des Tumults"; das waren die Überschriften, unter denen der Lüge und der Gehässigkeit keine Schranke auferlegt war.

Kampf war wieder. Nürnberg lag hinter uns. Vor uns lagen hundert und tausend unverteilte Flugblätter; lagen ebensoviele ungeschützte Versammlungen; lag der dichte Wall unerbittlicher Feinde. Nürnberg aber hat unsere Waffen geschärft. Wir haben neuen Glauben mitgebracht. Mit diesem Glauben haben wir Bresche um Bresche geschlagen in die Front des Mißtrauens und der Lüge. Heute gehört uns Deutschland!

Im roten Harburg

Es war im November des Jahres 1929. Die nationalsozialistischen Versammlungswellen rollten über Deutschland hinweg. Auch in Harburg wurde fieberhaft gearbeitet und geschafft. Die Marxisten erkannten die Gefahr für sich. Die Besucherzahlen unserer Versammlungen wurden immer größer. Das wollten sie verhindern, und der Terror setzte in seiner unerbittlichsten Schärfe ein. Es kam zu Saal- und Straßenschlachten, zu Terrorakten, die bald jeder einzelne aktive Kämpfer zu spüren bekam. Die letzte Saalschlacht des Jahres 1929 fand im „Schützenpark" statt. Natürlich erhielt die Kommune eine Abreibung, trotz ihrer Bewaffnung.

Bald nach dieser Saalschlacht setzte in Preußen der Kampf für die Kommunalwahlen ein. Der Spießer erschauerte. Nach seiner Meinung war das kein politischer Kampf mehr. Aber laß sie, sie sind später eines Besseren belehrt worden. Abend für Abend fanden Versammlungen statt. Rings um Harburg-Wilhelmsburg zog die SA. mit den Rednern in die kleinsten Dörfer und Versammlungen. Es war immer sehr spät, wenn sie nach Hause kamen. Sie waren müde, ließen es sich aber nicht anmerken. Am anderen Morgen mußten sie wieder um 6 Uhr zur Arbeit erscheinen und dasselbe leisten wie die anderen, sonst flogen sie 'raus. Sie sollten 'rausfliegen bei der nächsten Gelegenheit, denn der marxistische Betriebsrat verlangte es so. Nur der Grund war noch nicht gefunden. Die SA.-Männer dachten nicht daran. Sie fürchteten keinen Terror. Sie waren Kämpfer, nichts weiter! Sie waren keine Privatpersonen mehr, sondern Hitler-

soldaten. Soldatentum aber duldet nichts Halbes. Es will alles oder gar nichts. So waren diese Männer!

Der Kampf wurde hart. Eine Versammlung jagte die andere. Die Nationalsozialisten waren rührig. Reichsredner sprachen und hämmerten den Volksgenossen unseren Glauben ein. Ja, Glauben! Der Glaube eines jeden Deutschen an eine Idee ist alles. Das predigten die Redner. Ob sie das wohl verstehen würden?

Der Wahlkampf war auf dem Höhepunkt angelangt. Am 17. November 1929 sollte gewählt werden. Die politische Vorbereitung und Aufklärung durch Flugblätter war gut, kostete aber auch viel Blut. Aber es ging vorwärts. — Die beiden Versammlungen im „Schützenpark" und im „Ratskeller" waren brechend voll, so daß sie polizeilich geschlossen werden mußten. Draußen auf der Straße sammelte sich der Mob. Dort lauerten sie auf die Nazis. Sie wollten morden. Warum? Weil es Menschen gab, die anders dachten als sie. Menschen, die ihr Vaterland liebten und es befreien wollten. Und darum Mord? Ja, dann kommt man! Wir fürchten uns nicht. Wir kämpfen fürs Recht des deutschen Volkes. Wenn einer von uns fällt, stehen zehn neue Männer auf.

Die Versammlung ist aus. Ergebnis: 14 neue Parteigenossen und ein großer Kampffonds!

Und draußen wartet die Kommune.

Die Versammlungsteilnehmer verlaufen sich sehr schnell. Das Straßenbild wird klarer. Der Gegner steht vor uns, jedoch in respektvollem Abstand. Dort steht das feige Gesindel in der Übermacht. Die SA.-Männer sitzen im Lokal „Goldener Engel" mit den Rednern zusammen, aber nicht lange. Ein Schrei: „SA. 'rrraus!" Das Lokal war leer. Kommune hat angegriffen, einen SA.-Mann, der nach Hause gehen wollte. Die SA. zählt ungefähr 25 Mann. Vor ihr stehen 150. Aber 'ran, SA. siegt. Auf ihrer Seite steht das Recht und die bessere Idee, zwei gute Begleiter. Die SA. greift an. Die ersten Marxisten fallen unter den Fausthieben der SA. Es war ein ungleicher Kampf. Faust gegen Messer und Dolch, und doch griff die SA. an. Der Kampf ist hart. Ein Jude feuert aus dem Fenster die Marxisten an. Aber

die SA. steht und kämpft. Sie treibt den Gegner vor sich her. Über niedergeschlagene Marxisten geht Sturm 20 hinweg. Der Gegner weicht. 150 vor 25. Es ist kaum zu glauben, und doch ist es so. Noch sind die Gegner ineinander verbissen. Hier fällt ein Kommunist, dort ein Reichsbannermann, dort ein SA.-Mann. Doch weiter! Der Gegner muß entscheidend geschlagen werden. Schon wankt seine Front. Die Front der SA. ist wieder geschlossen. Erneut greift sie an. Bei der Weinhandlung Fashio fällt wieder ein Reichsbannermann unter SA.-Fäusten. Die SA.-Männer bluten, sie merken es nicht. Die Kampfeshitze ist zu groß. Hier wieder werden Koppel und Mütze mit Kokarde erobert. Bei der Rolandsmühle sinkt wieder einer wie tot zusammen. Doch der Gegner kann nicht mehr. Die tapfersten Feinde sind niedergerungen. Sie standen vorne und mußten den Angriff der SA. auffangen. Das feige Gesindel und die Mitläufer ergreifen die Flucht. Sie lassen ihre Kameraden im Stich. Elende Kreaturen. Die SA. geht zurück. Wie sehen sie aus. Der Sturmriemen 'runter, Schulterriemen in der Hand. Blut trieft aus frischen Wunden, Uniformen zerrissen, aber ihr Mut und ihre Kampfkraft sind ungebrochen trotz vieler Verletzter. Trotz Wunden sah man leuchtende Augen und frohe Gesichter. Das Überfallkommando erschien. Zu spät! Etwas früher, bitte!

SA.-Männer, die in der Altstadt und Wilstorf wohnen, werden unter Polizeischutz nach Hause geleitet. Es wäre der sichere Tod, wenn sie allein gehen müßten, da hier die Hochburgen der Kommune sind. Und doch kriegen sie noch welche zu fassen. Ein SA.-Mann ist kurz vor seiner Tür angelangt. Er wird angegriffen, kann sich aber losreißen und springt von der in der Nähe gelegenen Seevebrücke in die Seeve. Ein Steinhagel folgt. Er sucht unter der Brücke Schutz. Die Kommune belagert die Brücke bis zum anderen Morgen. Die ganze Nacht mußte der SA.-Mann bei großer Kälte im Wasser unter der Brücke stehen, bis zu den Hüften im Wasser. Kann das ein Bürgerlicher für seine Partei tun?

Die letzten SA.-Männer gehen vom Lokal „Goldener Engel" um 1 Uhr nach Hause. Die Straßen schienen sauber. Oben beim Blumenladen Böhmer stehen fünf verdächtige Gestalten. Die SA. achtet nicht auf sie. Sie will in die Lüneburger Straße

einbiegen über den Sand hinweg. Versperrt durch Kommune. Sie sehen die SA., sind aber noch ruhig. Sie fühlen sich noch nicht stark genug. Verständigungspfiffe ertönen. SA. geht zurück. Sie will der Übermacht ausweichen. Ein Kampf wäre Wahnsinn. Zurück über den Sand zur Rathausstraße. Auch hier der Weg versperrt. Jetzt wird alles klar. Wohin man blickt, zur Neuestraße, kleiner Schippsee, überall kommen allmählich Marxistenhaufen aus ihren Schlupfwinkeln. Ein Entkommen ist unmöglich. Plötzliche gellende Pfiffe rufen die gesamte Kommune zum Angriff. Ein Kommunist mit Schlägermütze führt sie. Die SA. will zurück zum Lokal „Goldener Engel". Aber es ist schon zu spät. Die Kommune hat gut vorgearbeitet, denn auch hier ist alles abgeriegelt. Der sich dem Trupp SA. in der Mühlenstraße entgegenstellende Haufen wird überrannt, aber nur zum Teil. Vielleicht ist ein Durchkommen möglich. Aber schon sind die anderen heran. Mit dem Ruf „Schlagt die Faschisten!" und „Da ist er, schlagt ihn tot!" stürzt sich die Meute in einer Übermacht von 100 Mann im Blutrausch auf die SA. Die SA. steht jetzt, acht Mann sind sie. Sie schlagen und verteidigen sich. Doch die Übermacht ist zu groß, desgleichen auch die Wut der Kommune über die vor zwei Stunden erlittene Niederlage, die nicht von Pappe war. Ein Schuß fällt. Ein SA.-Mann hatte in Notwehr von seiner Gaspistole Gebrauch gemacht. Der Gegner stutzt, aber nur für einen Moment. Der SA.-Mann Harry Waltereit wird von Marxisten umringt und niedergestochen, wo sie dann auf ihm herumtrampeln. Sodann wurde er zwischen die Taxis geworfen. Sein Bruder Richard wird mit Schlagringen zu Boden geschlagen, ebenso SA.-Mann Wolter. Fritz Alter und Erich Waltereit kommen ihnen zu Hilfe. Es nutzt nichts, die Übermacht ist zu groß. Die anderen werfen sich jedoch erneut der Übermacht entgegen, es geht ja auf Biegen und Brechen, um Tod und Leben. Da kommen plötzlich zwei Polizeibeamte gelaufen.

Harry Waltereit wird ein Notverband angelegt. Das Überfallkommando erschien, aber wieder zu spät.

Der Kampf war vorüber. Wer nicht dabei gewesen ist, kann nicht ermessen, was sich in dieser kurzen Zeitspanne von drei-

einhalb Stunden zutrug. Für manchen SA.-Mann ist es eine Feuerprobe gewesen. Eine Prüfung auf Herz und Nieren. Sie alle hatten die Probe bestanden.

Mochten die Zeitungen von blutigen Schlägereien schreiben. Die SA. wußte mehr. Hier ging es nicht um Schlägereien an sich, sondern hier handelte es sich darum, welche Weltanschauung den Sieg davontragen sollte. Die SA. wußte, besteht sie diesen Kampf ums deutsche Volk nicht, dann geht Deutschland zugrunde.

Und aus dieser Erkenntnis handelte sie.

Die ersten Motorstürme im Harz

Als im Jahre 1930 das Nationalsozialistische Automobilkorps, aus dem später das NSKK. hervorging, gegründet wurde, ahnte keiner von uns wenigen Männlein, wohin die Entwicklung führen würde und was aus uns noch einmal werden sollte. Ich erinnere mich noch genau, wie der Quedlinburger SA.-Sturmführer freudestrahlend zu mir kam und mir einen großen Packen Werbematerial in die Hand drückte. Endlich war für mich ein Aufgabengebiet gefunden, das mir als Sportleiter eines kleinen Automobilklubs besonders liegen mußte. Allzuviel Gegenliebe habe ich mit meiner Werberei damals nicht gefunden. Die Angst, daß an den Fahrzeugen etwas passieren könnte, nicht zuletzt auch die Besorgnis um die Gesundheit des eigenen werten Ichs ließen nur wenige dazu kommen, die von mir so heiß begehrte Unterschrift unter den Aufnahmeschein zu setzen. Es dauerte auch nicht allzulange, da wurde das NSAK. in NSKK. umgetauft, wir bekamen schönes farbiges Werbematerial zum Verteilen, und die Sache flutschte nun etwas besser.

Mitten hinein in die Werbetätigkeit platzte im Frühjahr des Jahres 1931 die Einladung eines mir flüchtig bekannten Ingenieurs aus Egeln zu einer Besprechung auf dem Stubenberg bei Gernrode. Ein kleines Häuflein fanatischer Nationalsozialisten und Kraftfahrer fand sich da zusammen und hörte zum ersten Male etwas von der Aufstellung einer motorisierten SA.

Als besondere Aufgaben dieser Formation wurden uns geschildert: der „Transport" unserer Versammlungsredner und

deren Schutz auf der Landstraße, Sicherung der Lastwagentransporte der SA. vor heimtückischen Überfällen, Überbringung von Geheimbefehlen — und was war damals nicht geheim? — usw.

Wir stellten uns natürlich sofort zur Verfügung, waren aber damals nach den Erfahrungen mit dem NSAK. und NSKK. ziemlich pessimistisch, wenn wir uns fragten, ob es uns jemals gelingen würde, eine Formation auf die Beine zu stellen, die schlagkräftig genug war, die gestellten Aufgaben zu meistern.

Der Sommer 1931 ging ins Land und wir hörten nichts mehr von der motorisierten SA. Die paar SA.-Männer, die im Besitz eines Kraftrades oder gar eines Kraftwagens waren, lagen fortwährend auf der Landstraße, überbrachten Befehle und Nachrichten aller Art, die der Post nicht anvertraut werden konnten. Sturmbann- und Sturmführer wurden zu ihren Formationen gefahren, die in ganz kleinen Trupps und Scharen oft —zig Kilometer auseinander lagen. Die Lastwagen waren Nacht für Nacht unterwegs, um den Versammlungsschutz in den Nachbarorten zu unterstützen.

Anfang September 1931 endlich war es soweit.

Unsere erste Monatsmeldung, fein säuberlich mit der Hand auf einem selbstverfaßten und angefertigten Formular geschrieben, wies etwa 70 Mann mit 30 Fahrzeugen aus. Aber es war doch wenigstens ein Anfang. Nun wurde es aber ganz schlimm. Unsere Ehefrauen drohten mit Scheidungsklagen, die eigenen Kinder sagten „Onkel" zu uns. Dauernd lagen wir auf der Achse, jeder Mann und jedes Fahrzeug mußte einzeln herangeholt werden. Jede ergatterte Unterschrift wurde als besonders freudiges Ereignis begrüßt. Die Mitglieder der NSDAP. wurden nach autobesitzenden Parteigenossen durchschnüffelt, jeder mit den herzlichsten Worten in irgendeine Kneipe eingeladen, dann wurde eine zündende Ansprache gehalten, den Zaudernden wurde zugeredet wie einem kranken Pferd, und stolz wie ein Spanier trudelte man nachts um 1 oder 2 Uhr mit einer ganzen Anzahl „kleine Helle" im Bauch und drei oder vier Unterschriften in der Aktentasche wieder heimwärts, um am nächsten Morgen mit einem niedlichen kleinen Öltopf ins Geschäft zu gehen. So entstanden in meinem Bezirk nach und nach die Motorstürme Quedlinburg, Halberstadt und Wernigerode.

Mitten in diese Aufbauarbeit hinein platzte dann Anfang Oktober der Befehl, daß die neuen Motorstürme am 18./19. Oktober in Braunschweig anläßlich des ersten Riesenaufmarsches der SA. durch den Führer zum ersten Male besichtigt werden sollten. Wie wir das eigentlich damals geschafft haben, aus den eben zusammengestellten Stürmchen und Trüppchen eine einigermaßen besichtigungsreife Truppe zu machen, die sogar noch einen ganz anständigen Vorbeimarsch vor dem Führer aus dem Handgelenk schütteln mußte, ist mir heute noch ein Rätsel. Es mußte aber geschafft werden, und darum wurde es auch geschafft. Die Vorbereitungen für Braunschweig, die Fahrt dorthin durch das rote Preußen, die Schleichwege, auf denen wir trotz Terror und Uniformverbot doch noch hinkamen, und unsere Erlebnisse in Braunschweig — das ist eine andere Geschichte.

Der rote Terror in Christburg wird gebrochen

Winter 1930. Es war Ende Januar, als unser damaliger Truppführer uns eines Mittags den Befehl gab: Heute abend erste Versammlung der Nationalsozialisten in Christburg, Kreis Stuhm. Wir mußten rechtzeitig die berufliche Arbeit für diesen Tag aufgeben, da der Weg ziemlich weit war; aber wir waren es ja gewöhnt, als SA.-Männer der Schar Riesenkirch in der Woche drei- bis viermal in irgendeine Stadt oder ein Dorf Westpreußens hinauszuziehen, um mitzuhelfen, die Idee Adolf Hitlers in das Volk zu tragen.

So auch an diesem Wintertag. Schnell wurden zwei Pferdefuhrwerke fertiggemacht, und los ging die Fahrt durch Regen und Sturm nach Christburg. Dort wurden im „Berliner Hof", wo die Versammlung der Nazis stattfinden sollte, unsere Fahrzeuge sichergestellt, und dann auf zum Kampf! Der Saal war mit etwa 250 Kommunisten gefüllt, und nur vorne vor der Bühne saßen einige Interessierte aus dem Bürgertum.

Diese Versammlung war für uns ein Mißerfolg, denn wir waren nur zehn SA.-Männer, die Meute brüllte und tobte, so daß wir unser eigenes Wort nicht verstanden. Es war unmöglich, sich gegen die gewaltige Übermacht durchzusetzen. Unter dem Toben

der Menge und den Rufen „Nieder mit den Faschistenhunden!" und „Heute wollen wir euch noch lebend nach Hause gehen lassen, aber wagt es ja nicht, euch noch einmal in unserm Christburg sehen zu lassen!" fand unsere erste Versammlung in Christburg ihr Ende.

Wir zehn SA.-Männer traten draußen an und brachten geschlossen, mit Kampfliedern auf den Lippen, die Kameraden durch die Stadt, die aus der Nähe von Christburg vereinzelt auf Rädern zur Versammlung gekommen waren. Die tobende Meute begleitete uns, und mancher Stein flog in unsere Reihen, ohne jedoch einen von uns erheblich zu verletzen. Am Stadtausgang verabschiedeten wir uns mit einem dreifachen Sieg-Heil auf den Führer, um nach Riesenkirch unseren Heimweg anzütreten. Die Kommune hatte sich inzwischen zerstreut, da sie nicht wußte, daß wir Riesenkircher noch einmal durch die Stadt mußten, und so ist dieser SA.-Dienst ohne weitere Zwischenfälle verlaufen.

Etwas niedergeschlagen ob unseres Mißerfolges fuhren wir dann wieder in unser Heimatdorf zurück. Alle wußten wir schon, daß wir uns in 14 Tagen in Christburg wiedersehen würden. So war es dann auch. Inzwischen hatten wir einige andere Ortschaften bearbeitet, um nach genau 14 Tagen den Befehl zu erhalten, daß heute abend in Christburg Saalschutz wäre. Wieder gingen dieselben Männer denselben Weg. Wir waren etwas früher im „Berliner Hof". Fischer hatte für die heutige Versammlung alles auf die Beine gebracht, was die weitere Umgebung an SA.-Männern und Parteigenossen aufzuweisen hatte. Diesmal waren 13 SA.-Männer und 30 neugebackene Parteigenossen zur Stelle. Planmäßig wurden wir im Saal als Saalschutz eingeteilt.

Es war noch ungefähr eine halbe Stunde bis zum Beginn der Versammlung. Wir hatten die Anweisung, uns auf jeden Fall heute durchzusetzen. So oder so! Der Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt, und wieder waren dieselben verführten und bezahlten Genossen der KPD. erschienen. Vor Beginn der Versammlung zeigte sich ganz deutlich, wie die jüdischen Drahtzieher die Volksgenossen aufhetzten, ohne daß der verführte Arbeiter das Ziel dieser Juden und Judenknechte erkannte. So wagten es damals sogar einige Juden, vor der Versammlung in das Lokal zu kommen

und zu hetzen; andere hatten das Geld für diesen schmutzigen Dreh zur Verfügung gestellt. In einer Ecke des Zimmers sah man einige „Genossen" um einen Galizier, der ihnen die abgedroschenen Schlagworte in Erinnerung rief und sie ihnen einbleute, die damals an der Tagesordnung waren. An der Theke stand ein anderer Jude, welcher großzügig eine Lage nach der anderen für die um ihn herumstehenden Arbeiter ausgab und diese ebenfalls aufhetzte. Der Alkohol tat auch recht bald seine Wirkung und erfüllte seinen Zweck. Diese angetrunkenen „Blüten" kamen dann an unsern Tisch, um die eben gehörten Schlagworte und Schimpfworte uns mitzuteilen. Sie begannen schon, unsere Häupter zu zählen. Im Saale ertönten die Internationale und Kampfrufe der Roten. Bei uns herrschte eine eiserne Ruhe. Wir ließen noch alles über uns ergehen, da jeder wußte, daß er heute beweisen müsse, ein ganzer SA.-Mann zu sein. Der Versammlungsleiter gab bekannt: In fünf Minuten Eröffnung der Versammlung. Die draußen Herumstehenden wurden aufgefordert, in den Saal zu gehen, soweit sie Interesse an der Versammlung hätten. Nun schwankten auch die durch Schnaps sehr lebhaft gewordenen KPD.-Mitglieder in den Versammlungsraum.

Wir 13 SA.-Männer traten im Vorraum des Saales in Linie zu zwei Gliedern an, erhielten noch einmal Anweisungen, sahen uns gegenseitig in die Augen. Kommando: Rechts um — im Gleichschritt — marsch —!

Als wir in den Saal einmarschierten, begann die Menge zu toben. Einzelne KPD.-Helden zählten wiederholt von 1 bis 13 mit den Rufen wie: „13 lumpige Hitlerbanditen — drei mehr als damals — 13 Bauernbengels —! Damals seid ihr noch lebend und mit heiler Haut hier herausgekommen, aber heute lassen wir euch die Fleck' vor die Füße!" Wir 13 nahmen in Linie zu zwei Gliedern vor dem Rednerpult Aufstellung. Der Versammlungsleiter eröffnete die zweite Versammlung der NSDAP. in Christburg. Sofort setzte wieder lautes Geheul der 250 Kommunisten ein, so daß die Stimme des Redners sich nicht durchzusetzen vermochte. Die Internationale ertönte. Ganz hinten im Saal befand sich ein Mann mit aufgekrempelten Hemdärmeln, die Brust frei, an den Händen Schlagringe, und peitschte die Menge immer

wieder durch Schlagworte zum Angriff auf. Wir standen mit geballten Fäusten, das Herz schlug schneller, jeder wartete mit zusammengebissenen Zähnen auf den Augenblick des Losschlagens. Aber unser Truppführer ging die kurze Front entlang und sagte nur immer: „Ruhe, keiner rührt sich vom Platze!" Da plötzlich sagt der Redner: „Truppführer, ich wünsche, daß der Mann ganz hinten mit den Schlagringen an den Händen aus dem Saal entfernt wird." Ich stand als Flügelmann im zweiten Glied, vor mir ein noch etwas größerer und kräftigerer Kamerad aus dem Dorf Posilge bei Christburg. Der Truppführer befahl: „Die beiden Flügelmänner mitkommen." Ich ging als dritter Mann. Als wir an den ersten fünf Stuhlreihen vorbei waren, wurden wir von hinten abgeriegelt. Einen Augenblick lag eine fast kirchliche Stille über dem Raum. Die Ruhe vor dem Sturm. Als wir drei in die Nähe des hinauszubefördernden Mannes kamen, brach der Sturm der Roten los. Stühle wurden erhoben und prasselten auf uns nieder. Die Kameraden griffen an, um uns zu befreien. Unsere Schulterriemen mit den Karabinerhaken haben ihren Dienst getan. Über den näheren Verlauf kann ich Einzelheiten nicht genau bringen, da auf mich mit Stühlen von allen Seiten eingeschlagen wurde. Zuletzt wurde ich mit einer Bank zu Boden gestoßen und dann auf mir herumgetrampelt, bis ich durch einen Polizeibeamten aus dieser Lage befreit wurde. Genau so ging es wohl den anderen Kameraden. Als ich dann wieder hoch kam, war der halbe Saal leer, und es war eine Freude, anzusehen, wie die Kameraden sich durchgesetzt und die roten Helden zum Tempel hinausgejagt hatten. Nun wurde noch weiter vorgestürmt, bis die ganze Meute fluchtartig das Lokal verlassen hatte.

Draußen entspann sich dann noch eine Straßenschlacht. Was an Pflastersteinen aufzutreiben war, wurde durch die Kommunisten zusammengeschleift, dann auf SA. und Polizei geworfen. Es war aber draußen nur noch ein kleiner Prozentsatz der 250 Kommunisten, die sich herumschlugen; die anderen standen und sahen zu. Im Saal wurde schnell Ordnung geschaffen und langsam füllte er sich von neuem. Es waren vielleicht 30 oder 40 Menschen weniger. Von uns SA.-Männern hatte wohl jeder etwas abbekommen, der eine mehr und der andere weniger, aber keiner war ernstlich

zerschlagen. Nun konnte der Redner sprechen, denn die Roten waren etwas ruhiger geworden. Sie hatten vergessen, uns die Fleck' vor die Füße zu lassen. Zwar mußten wir im Laufe der Versammlung noch zwei Ruhestörer, die noch nicht genug Senge bekommen hatten, vor die Tür setzen, jedoch ging das schon ganz glatt. Die Versammlungsbesucher machten uns sogar schon unaufgefordert Platz, damit wir an die Störenfriede herankommen konnten.

Die Versammlung konnte zu Ende geführt werden. Das Horst-Wessel-Lied klang durch den Raum. Freudig sahen wir SA.-Männer uns in die Augen, denn der Sieg war unser. Die Marxistenhochburg Christburg war gestürmt. Mit einem dreifachen Sieg-Heil auf Adolf Hitler gingen wir auseinander — weiter in den Kampf um Deutschland.

Gerhard Bischoff tot!

Sechsmal schon hatten die Sturmfahnen des Gausturmes SC. Schlesien Trauerflor anlegen müssen, und noch immer tobte der politische Kampf mit unerbittlicher Schärfe.

Wir schreiben Februar 1931. Eine Versammlungswelle jagt die andere. In rauchgeschwängerten elenden Dorfkneipen, in modernen Versammlungssälen der Städte, überall stehen die Sturmabteilungsmänner Adolf Hitlers und erfüllen mit verbissenem Fanatismus ihre blutsgebotene und völkische Pflicht.

Vier Tage schon waren wir mit unserem Redner von Ort zu Ort gezogen und stellten ihm Schutz. Klein waren die damaligen Trupps, die oft die Bereiche heutiger Standarten zu betreuen hatten, und so kam es, daß unzertrennlich die Bande zwischen Gaurednern und SA. wurden, die oft genug sich gegenseitig 'raushauen mußten.

Von unserem Redner erfuhren wir, daß er wenige Tage vorher in Steinseiffersdorf inmitten einer großen offenen Feldschlacht mit der Kommune gestanden war; ergriffen erzählte er, wie der umsichtige Sturmführer durch taktisches Handeln die 300 Mann starke Kommunistenhorde regelrecht schlagen konnte, wie er

dreimal vorging und ebensooft wieder zurückgehen mußte, und nur so erreichte, daß die Verluste an Blut nicht noch größer ausfielen. Während einem Kameraden die Schädelbasis zersplittert wurde, verstach die vertierte Horde dem Fahnenträger Bischoff mit acht Dolchstichen Rücken und Brust, von den Leichtverletzten ganz zu schweigen.

Gespannt hörten wir die Erlebnisse des Redners, zogen immer aus den Geschehnissen taktische Schlüsse und kamen so zu jener Saalschutztaktik, die uns dann stets befähigte, mit einem einzigen Blick zu übersehen, wie dieser oder jener Saal zu schützen war.

Am nächsten Abend fuhren wir mit Lastwagen und 21 Mann nach Liebenau zum Saalschutz. Plötzlich durch Polizei „Halt". Die Einfahrt in den Ort ist verboten. Seit Stunden hält die Ottmachauer Staubeckenkommune den Saal besetzt, nicht ein Einwohner ist im Saal. Der Polizei gehorchend, müssen wir umkehren. Morgen werden wir's besser machen!

Am andern Tag, dem 28. Februar 1931, fahren wir zeitiger los und treffen in Bärdorf auf unsere Gegner von tags vorher. Noch ehe die Versammlung steigt, geht sie hoch. Unerhörte Übermacht fordert uns achtzehn Verletzte ab.

Während die SA. den Saal schließen wollte, stürzten noch 30 bis 40 Mann von der KPD. herein und schon begann der blutige Tanz. Im Handumdrehen ist die zwölf Mann starke Saalmannschaft zusammengeschlagen.

Hin und her wogte der Kampf. Endlich wird die gesamte Meute dem Ausgang zugedrückt, die angestimmte Internationale verwimmert ruckweise. 250 bis 300 Mann rote Mordpest ziehen sich auf ihre Lastwagen und Trecker zurück.

Schon am nächsten Morgen erreicht uns die Nachricht: Gerhard Bischoff tot! Der Standartenbefehl besagt:

„Die Stürme der Sta. VIII treten mit allen verfügbaren SA.-Männern am 4. März, 12 Uhr mittags, am Bahnhof Peilau zur Sta. Für Transportkosten kommt jeder Sturm selbst auf; Fahrtzuschüsse von SA.-Männern, die in Erwerb stehen, Sammlungen usw. Anzug: Braunhemd mit Überrock, Mütze in der Tasche. Jeder Sturm bindet einen Kranz."

4. März 1931. Kalter Schneewind jagt über geplagtes deutsches

Land. Bei zwölf Grad Kälte treten wir an, trotz Verbots, das erstemal im Braunhemd. Jeder Mann zahlt zwei Mark Fahrgeld und schon ist der Transport bezahlt. Der Wagen ist überladen; da fahre ich mit Robert, unserem alten Draufgänger, mit dem Motorrad. Donnerwetter ist das kalt. Bald aber sind wir da. Angetreten und das erstemal ohne Gesang zum Sammelplatz.

Dort stehen schon die ersten Stürme. Wagen für Wagen trifft ein, die Firmenschilder an den Seiten sorgfältig mit Tannengrün verdeckt, um die „Wagengeber" vor Boykott zu schützen. Da standen sie alle in ernster Stimmung, und immer wieder muß der Sturmführer erzählen, wie es war an jenem Abend.

Schon setzt sich der Zug in Bewegung zum Trauerhaus. An beiden Seiten stehen die Einwohner, z. T. mit stierem Blick, teils aber in ehrlicher Trauer. In jener Zeit zählten wir auf unseren Fahrten die Hitlergrüße, die uns trafen. Es waren nur wenige, dafür aber ehrliche.

Bald fällt die Straße zu einer leichten S-Kurve ab, und einem riesigen Heerwurm gleich zieht die gesamte Standarte VIII Schweidnitz mit 14 Sturmfahnen wuchtig und überzeugend ihrer traurigen Pflicht zu.

Jetzt wird gehalten, nach rechts und links gewendet und Zwischenraum genommen. Die Feier beginnt. Der Weg bis zum Friedhof ist von mehr als eineinhalbtausend SA.-Kameraden gesäumt. Da erscheint der Sarg. Fackelträger umsäumen ihn, dahinter marschieren noch drei besonders schwer Verletzte. Hinter dem Sarg schließt sich das Spalier zur Marschkolonne. Schon haben sich wieder Kommunehaufen gebildet. Hier und da grinst eine elende Fratze schadenfroh über den Gartenzaun.

Da, „Heil Moskau" ertönt es, und noch ehe wir 'ran sind, klatscht es kurz und exakt, und schon geht alles weiter, während einige verkommene Körper in sich zusammensacken.

Am Grabe sprach der Gauleiter von jenem Bauernjungen, den die Euleberge wachsen sahen, und Zeugnis von seinem heldischen Sterben jederzeit abgeben werden, allen, die nach uns sind.

Während eine junge heldische Frau leise in sich hineinweint, spricht der Adjutant des Gausturms Schlesien, schroff und hart.

Noch einmal berührt jede Kampffahne den Sargdeckel und nimmt Abschied.

Auf der Straße formiert sich aufs neue die Standarte Gottschalk zum Abmarsch. Stumme eiserne Verpflichtung steht auf jedem Gesicht geschrieben, keiner verzieht eine Miene ... der graue Tod hat alle gestreift.

Dann ging's heimwärts.

Wieder lauerte auf Landstraßen und in dunklen Gassen der rote Mob auf die einsam heimkehrenden SA.-Männer; hier hatte gar mancher eine harte Probe fanatischen Willens und unbeugsamer Energie abzulegen. Wer jemals in dieser Zeit durch dieses höllische Sperrfeuer mächtiger und hinterlistiger Mordbanden und wirtschaftlicher „Kaltmacher" sein Braunhemd ehrenvoll nach Hause getragen hat, dem gab auch diese Zeit jene unheimliche Kraft, die wir schlechthin als SA.-Geist bezeichnen, und die allein zur höchsten Leistung befähigt. In der Übermittlung dieses alten, ehrlichen SA.-Geistes auf unsere jungen Kameraden wollen wir eine unserer Hauptaufgaben erblicken und so das Vermächtnis unserer Toten erfüllen.

Marxisten, vom Pech verfolgt

Drückend heiß war der Augusttag. Eine unerträgliche Schwüle lag über Wiese und Feld. Auch der Wald vermochte kaum Schutz zu gewähren vor den sengenden Strahlen der unbarmherzigen Mittagsonne. Kein frischer Luftzug brachte Kühlung. Wie erstorben lag die Natur, ausgesogen und erschöpft von der nun schon seit Tagen anhaltenden Hundstagshitze. Auf der verstaubten Landstraße, deren Asphaltbelag weich geworden war durch die intensive Sonnenbestrahlung, marschierte die Standarte 2 des Gausturms Thüringen. Schwer drückte den Männern der mit Propagandamaterial vollgepackte Tornister ins Kreuz. Seit Stunden waren sie schon unterwegs, und Stunden weiteren Marsches standen ihnen noch bevor. Eine Reihe Dörfer und kleine Städte hatten sie schon berührt, hier und da von Bauern und Arbeitern freudig begrüßt, meist aber umbrandet von einer Welle von Haß und Unverstand. Sie kannten das und hatten nichts anderes erwartet. Denn ihr Marsch führte sie heute durch Thüringens

rötestes Gebiet, durch Hochburgen des Kommunismus, die die Agitatoren Moskaus prahlerisch als uneinnehmbar bezeichnet hatten. Deutschland stand wieder einmal am Vorabend einer Wahl.

Ein Hochgefühl beherrschte uns alle, vom Standartenführer bis zum jüngsten SA.-Mann, dem Gegner zu zeigen, daß wir uns auch in seinen Domänen, in denen er Anspruch auf eine Art Erbpacht erhob, das Recht auf die Straße und das Recht, für unsere Überzeugung zu werben und zu demonstrieren, nicht nehmen lassen. Und das ließ die Strapazen des Marsches durch glühende Hochsommerhitze vergessen.

„Im Thüringerland marschieren wir, für Adolf Hitler kämpfen wir ..." Trutzig und stark klangen die alten Kampflieder. Noch stand die Entscheidung bevor, und die Spannung, was die kommenden Stunden bringen würden, belebte alle. Geraberg, Elgersburg, Frankenhain hießen die nächsten Etappen, alles Orte, in denen die Kommune über die absolute Mehrheit in den Gemeindeparlamenten verfügte. In Elgersburg hatte sie ihre Alleinherrschaft durch Anbringen des Sowjetsternes am Rathaus schon nach außen hin sichtbar dokumentiert. Dort war die Ausgangsstätte heimtückischer, blutiger Überfälle auf Nationalsozialisten. In dem sogenannten „Kinderheim" Mopr gab der kommunistische Generalstab seine Mordparolen aus und bereitete zahllose Landfriedensbrüche vor. Zweifellos war man dort auch heute von unserem Kommen unterrichtet. Würde es etwas setzen? Sicherlich. Die SA.-Männer zogen die Sturmriemen fester.

Geraberg! Der Empfang war würdig. Rote Fahnen mit den Initialen Moskaus begrüßten uns. Wir bekamen die Internationale zu hören. Fanatisierte Männer, Weiber und halbwüchsige Burschen kreischten sie. Wir setzten unser Horst-Wessel-Lied dagegen. Die Kommune hatte uns zu Ehren ihr Festtagsgewand angelegt: Schwarzes Hemd, roten Schlips und Antifa-Mütze. Ein wirkungsvolles Spalier für uns Braunhemden, das sich da in mehreren Gliedern links und rechts des Weges staffelte. Aber das Spalier war wenig diszipliniert, im Gegenteil, es war in wilder Bewegung. Sein lautes Wutgeheul und Gejohle wurde untermalt durch allgemeines Fäusteschütteln. „Rot Front!" Die

weiter hinten stehenden Glieder drängten nach vorn. Ganz dicht hatte sich die lärmende und schreiende Meute schon an unsere Außenreihen herangeschoben. Die SA.-Männer bewahrten die Ruhe. Noch war es nicht soweit.

Wo eine drohend geschwungene Faust einem der Unsrigen in allzu großer Nähe seiner Nase zu sein schien, da wurde sie entschlossen beiseite gedrückt, und wer keinen Abstand halten wollte und sich zu dicht an unsere Reihen drängte, dem schmerzten dann die Hühneraugen von den Tritten unserer genagelten Stiefel. Bei solcher harmlos unterhaltsamen Plänkelei blieb es. Unsere entschlossene Haltung wirkte und nahm dem Mob die Lust zu einer näheren Bekanntschaft. Zudem hatten sie unsere Stärke unterschätzt. „Wartet nur, ihr Hunde, in Elgersburg ...", war der verheißungsvolle Abschiedsgruß der Enttäuschten, den wir grinsend quittierten.

*

Auf Feldwegen strebten die Moskowiter mit ihrem ganzen Troß, Weibern und Kindern, dem benachbarten Elgersburg zu, während wir mit klingendem Spiel die staubige Landstraße entlangmarschierten. Es ging bergauf, dann sahen wir, idyllisch rings von Wäldern umrahmt, das Städtchen liegen. Diesmal unterblieb das Begrüßungszeremoniell, mit dem wir am Ortseingang von Geraberg empfangen worden waren. Die Zufahrtsstraßen von Elgersburg lagen wie ausgestorben. Nur die roten Fetzen hingen müde und schlaff von den Häuserfronten herab. Wir marschierten ein, passierten eine Reihe von Straßen. Nirgends etwas Verdächtiges. Aufrüttelnd tönten die Hörner unseres Spielmannszuges.

Da, an einer scharfen Straßenkrümmung wartete angriffsbereit der Gegner. Diesmal hatte er auf Spalierbildung verzichtet und stand abwartend in dichtgedrängtem Haufen, der, keilförmig zugespitzt, unsere Kolonne zerreißen sollte. Unsere Bekannten aus Geraberg waren auch dabei, und außerdem schienen die Antifa-Rollkommandos der ganzen Umgebung hier zusammengezogen zu sein, uns einen heißen Empfang zu bereiten. Zunächst ergoß sich eine Flut von Schimpfworten über uns. Der Standartenführer nahm dicht vor dem Haufen Aufstellung, um an diesem Gefahrenbrenn-

punkt seine Männer im Auge zu behalten. Einer der Hauptschreier im schwarzen Hemd spuckte. Er bekam vom Standartenführer eine links und rechts hinter die Ohren, daß er absackte. Das war das Signal. Ein mächtiger Holzklotz flog in unsere Reihen. Stöckeschwingend versuchten die Kommunisten, unsere letzten Scharen abzudrängen. Schneidend übertönte jetzt das Kommando unseres Standartenführers „Straße räumen!" den allgemeinen Lärm. Im Nu war die schönste Drescherei im Gange. Die lang aufgespeicherte Wut der SA.-Männer, die sich beschimpfen und bespucken lassen mußten, ließ sich nicht länger zähmen. Zu frisch waren ihnen noch in Erinnerung die zahllosen hinterhältigen Überfälle auf Kameraden und ihre blutige Mißhandlung durch eine Übermacht. Jetzt war der Augenblick einer Zwischenabrechnung gekommen, herbeigeführt nicht durch uns, sondern durch die Provokation des gegnerischen Mobs. Mit einer wahren Berserkerwut hieben die Männer um sich. Auf solch leidenschaftliche Gegenwehr war die Kommune nicht gefaßt gewesen. Sie mußte es sich gefallen lassen, in ihrer eigenen Hochburg von den verhaßten Nazis Prügel zu beziehen.

Das alles war eine Angelegenheit von wenigen Minuten gewesen. Rasch hatten sich die Stürme wieder geordnet. Unter den Klängen unserer Standartenkapelle zogen wir jetzt durch die Stadt. Nun kamen auch die durch den Terror des kommunistischen Regimes eingeschüchterten Andersdenkenden aus ihren Häusern, den SA.-Männern Blumen zuwerfend. Der Bann war gebrochen. Niemand wagte es mehr, unsere Flugblattverteiler zu belästigen. Ungehindert konnten sie ihre Werbetätigkeit aufnehmen.

Frankenhain zeigte ein ganz anderes Gesicht als die beiden letzten Ortschaften. Geschmückte Häuser, Hakenkreuz- und schwarzweißrote Fahnen, Transparente mit der Aufschrift: „Der Furcht so fern, dem Sieg so nah, Heil dir SA." über die Straßen gespannt, Menschen, die uns zujubelten, das hatten wir nicht erwartet. Hier hatten sich die Fronten bereits geschieden. Die Hälfte der Einwohner war nationalsozialistisch, die andere kommunistisch. Dazwischen gab es nichts.

Die rührige Ortsgruppe sorgte für Verpflegung. Endlich Ruhepause.

Einen kleinen Zwischenfall gab es noch. Die Antifa hatte sich

in ihrem Lokal versammelt. Als einige von unseren SA.-Männern nach dort kamen, versuchte einer der Moskowiter eine Hetzrede vom Stapel zu lassen. Ihm und seinen Genossen, die ihm zu Hilfe eilen wollten, wurde rasch das Maul gestopft. Mehrere rote Binder bildeten willkommene Beutestücke. Die Kommune hatte an diesem Tage kein Glück.

Der Entscheidung entgegen

Die Tage von Braunschweig

Es war im Oktober 1931. Zweieinhalb Tage Radfahrt hatten mein Kamerad und ich hinter uns. Freitag, den 16. Oktober, zwei Tage vor dem Aufmarsch, dem großen SA.-Treffen, erreichten wir um die Nachmittagsstunden unser Ziel! Braunschweig fieberte! Dreißigtausend SA.-Männer waren angemeldet, achtzigtausend schon anwesend! — Die Blätter der SPD. und Kommune strotzten von Lügen, strotzten von Kampfansagen an die verfluchten Nazimörder. Man alarmierte die umliegenden Länder, aus Sachsen und Preußen, und wer weiß wo her, wurden die Roten zusammengetrommelt, um gegen den Aufmarsch Front zu machen.

So war die Lage, als ich mit meinem Kameraden vom Sturm 27/I/81 in Braunschweig ankam. Wir meldeten uns sofort bei der Aufmarschleitung und wurden von hier zum kleinen Exerzierplatz, zum Vater Jahn, geschickt. Dortselbst Verpflegung aus der Gulaschkanone. —

Schon nachmittags, beim Bummel durch die Stadt, flogen uns in der Altstadt die Steine um den Kopf. Aber das störte uns nicht, wir waren es ja so gewohnt! — Dann wurden wir angerufen. Man wies mich in einen Hausgang. Dort lag ein Kamerad aus Dortmund. Das Hemd zerfetzt, aufgeschlitzt durch einen Stich, eine zehn Zentimeter starke Wunde unter dem rechten Schulterblatt. Das Blut färbte den Hausgang rot. Ich legte ihm einen Notverband an. Mein Kamerad und ich brachten ihn dann in sein Quartier. Wir waren gewarnt ...

Jedoch abends, auf dem Wege zu unserer Schlafstelle, wurden wir angepöbelt. Die Schulterriemen schlugen zu. Zwei gegen dreißig. Das war ein Kampf, der vergebens war. Mit Mühe und

ein paar blauen Flecken retteten wir uns in ein in der Nähe gelegenes Café. Nachts um 12.45 Uhr holte uns ein Überfallwagen der SS. ab und brachte uns ins Quartier. Eine Fahrt durch wutheulende Kommune. — Das war ein Vorgeschmack! Es sollte noch anders kommen. Am Samstag bezogen wir ein Privatquartier in der Rosenstraße. Abends trafen wir uns am Schützenhaus, dem Standquartier der Gruppe West, mit einigen Frankfurter Kameraden. — Wir wollten in die Stadt. Dort war, als Auftakt zum Treffen selbst, ein großer Fackelzug, der an unserem Führer Adolf Hitler vorbeimarschierte. 10 000 Fackeln zogen durch die Straßen.

Aber noch waren wir nicht dort. Sieben Frankfurter Kameraden waren wir, als wir uns auf den Weg zum Stadtinnern, Richtung Bohlweg, machten. Wir mußten durch die Altstadt. — Dunkle, winklige Gassen. — Hie und da sah man eine Gestalt um die Ecke verschwinden. Hart knallten unsere Stiefel auf das Pflaster. Da vor uns verschwand gerade wieder so ein Kerl, einen Pfiff ausstoßend, in einem Hauseingang. Nichts Gutes.ahnend, gingen wir weiter. SA.-Lieder pfeifend. Herausfordernd klingt die Melodie auf: „Im Preußenland marschieren wir . . .“ Auf einmal lief ein Hitlerjunge auf uns zu und rief: „Sie schießen, sie schießen . . .“

Wir gleich zu ihm hin . . . Fragen hier . . . Antwort da . . . Atemlos erzählte der Junge . . . Wir wußten genug, jetzt konnte es losgehen. Wir nahmen den Jungen mit uns . . . Vorsichtig ging es, die Häuser beobachtend, weiter. Totenstill war es in der Gasse. Sollte das die Ruhe vor dem Sturm sein?

Vor uns sahen wir auf einmal die Fackeln, sahen wir Menschenmassen. Gott sei Dank, diesmal ist es noch gut abgegangen, dachte ich. Unser Schritt wurde schneller. Wir überquerten gerade den Hakenmarkt!!! Alles andere war vergessen, der Anblick der leuchtenden Symbole fesselte mich vollkommen . . . da . . . was war das . . . ein Schuß, Schreie . . . Aus einer der dunklen Gassen rechts von mir stolperte ein SA.-Mann. Was war geschehen? Wir eilten hin . . . Seine Mütze fehlte, Blut lief ihm über die Wange . . . Als ich ihn frug, deutete er nach der Gasse, sprechen konnte er nicht . . . Wir übergaben ihn einem zufällig vorbei-

kommenden Sanitäter ... Beratschlagten, was tun. Ein feiges Gesindel, diese Roten, an die Masse trauen sie sich nicht 'ran. Einzelne Leute aber überfielen sie. Wir sahen um uns. Der Platz war leer. Aber in der dunklen Altstadtgasse wimmelte es von Menschen.

Schon flogen die ersten Steine. Ein Kamerad wurde getroffen. Ein Heulen wie von wildgewordenen Bestien antwortete auf den Wurf. Gehen wir der Sache zu Leibe ... dachte ich, da kommandierte einer von uns: „Kehrt, marsch ..." Die Rufe schwollen an, Schreie, Schüsse, es ist kaum zu beschreiben, welche Laute dieser Mob ausstieß, als er uns kehrtmachen sah. Unsere Blicke richteten sich nach vorn, was wir sahen, sagte uns genug ... die dunkle Gasse war voller Kommune ... Sturm auf, marsch, marsch ... Eisern scholl das Kommando unseres Scharführers über den Platz... Sollte die Bande Frankfurter Arbeiterfäuste kennenlernen.

In einer Kette liefen wir geschlossen auf die Gasse zu. Ein ohrenbetäubender Lärm empfing uns. Ich hörte nur noch den harten, festen Schritt unserer Stiefel... Schulterriemen im Laufen abgeschnallt und um die Faust gelegt, war eins. Die Masse wich zurück, scheinbar überrascht durch den schneidigen Angriff. 'ran an den Feind!

Schon sausten unsere Schulterriemen durch die Luft, Steine flogen uns entgegen. Hiebe prasselten auf uns ein. Schüsse knallten durch die Nacht... Ich erhielt einen Schlag über den Kopf ... taumelte ... drohte zu fallen ... doch da sah ich meinen Sturmkameraden neben mir ... Zähne zusammenbeißen, weiterhauen ... waren meine nächsten Gedanken, und den inneren Schweinehund überwindend, griff ich trotz eines brummenden Schädels weiter an. Schon war ich wieder mitten in der Masse... Neben mir fiel einer von uns.

Braunschweiger Kameraden kamen uns zu Hilfe. 15 zu 100 war das Stärkeverhältnis. Langsam wich die Masse zurück in die dunkle Gasse... aber immer stärker wurde der Haufen vor uns. Nicht locker lassen... hörte ich jemand rufen. Eine Visage grinste mich an. Ich klebte ihr eine, mitten ins Gesicht traf mein Schulterriemen. Der Kerl fiel um.

Da, auf einmal sah ich vor mir, aus der Masse herausleuch-

tend, den Lauf einer Pistole auf mich gerichtet. Was machen... Der oder ich... Ich sah, wie der Kerl abdrückte... Versager... Blitzschnell sprang ich auf den Kerl zu... schon hing ich an ihm. Alles um mich war vergessen... Mein Schulterriemen traf des Gegners Hand; mit einem Schrei ließ er die Pistole fallen. Ein Hieb traf mich, die Pistole löste sich aus... ein Schuß ballerte über die Gasse. Ich hörte und sah nichts mehr. Klebte wie eine Klette an dem Kerl; meine Fäuste bearbeiteten sein Gesicht... Der oder ich... Wir fielen hin. Er lag unter mir. Ich löste seine Umklammerung, sprang auf. Ein Stöhnen klang mir entgegen. Der Schurke blieb liegen. Neben sich die Pistole. Im Nu hatte ich sie aufgehoben. Regungslos lag der Kerl. Meine Hiebe hatten also gesessen. Vor mir kämpften Kameraden auf Leben und Tod. Hin zu ihnen. Gleich darauf war ich wieder bei meinen Kameraden. Immer weiter trieben wir die wutheulende Masse zurück. Mir bluteten die Lippen; auch der Kopf war nicht ganz in Ordnung. Was kümmerte es mich. Stehen bis zum letzten, war die Parole... Da, die Masse teilte sich vor uns... Sie floh.

Eine Polizeikette stand vor uns. Drängte uns zurück... Schade, die Schlacht war aus. Mit erregter, atemloser Stimme erzählten wir der Polizei die Vorfälle. Ein Polizeimajor beruhigte uns. Wir gingen. Sahen uns an. Wir hatten unsere Schuldigkeit getan. Jeder hatte blaue Beulen, hier und da blutete einer. Die Schulterriemen wurden wieder angeschnallt.

Drüben marschierten die Kameraden in die Nacht hinein. Leuchtende Fackeln in der Hand. So, wie diese Fackeln zum Himmel loderten, so wurde dieses Treffen ein leuchtendes Fanal für ganz Deutschland... Am nächsten Tage marschierten wir. Hundertvierzigtausend zogen an ihrem Führer vorbei. Leuchtend grüßte uns sein Auge... Den Glauben an die Zukunft, den Glauben für den Kampf gab er uns mit...

Ein Zentrumsturm wackelt

Es war im Februar 1931. Mit großem Tamtam hatte die badische Zentrumspartei eine — die Wünsche eilten den Tatsachen voraus — „gewaltige Kundgebung" im „Löwen" in Hüfingen angekündigt.

Auf solche Versammlungen freuten wir SA.- und SS.-Männer uns mächtig, war es für uns doch immer ein unbeschreibliches Vergnügen, diesen heuchlerischen Lämmlein ein wenig die Suppe zu versalzen. Jedesmal, wenn wir so ganz unverhofft auf der Bildfläche erschienen, perlte auch schon der helle Schweiß auf den Häuptern der Zentrumsbönzlein. „Jetzt kommen die Nazis mit schweren Revolvern und langen Messern in den Taschen", mag es dann in ihren Köpfen gespukt haben. Aber o Gott, nicht einmal ein Taschenmesser hatten wir in unseren Hosentaschen, nur um der Polizei bei etwaigen Durchsuchungen keine Gelegenheit zu geben, uns unter dem Vorwand, wir seien im Besitz von Waffen angetroffen worden, aus der Versammlung entfernen zu können. Wir brauchten ja auch gar keine Waffen, das einzige, was wir mitnehmen mußten, war ein großes Stück Selbstbeherrschung, um nicht über die gemeinen Lügner herzufallen.

Mit dem Lieferwagen unseres Sturmführers fuhren wir Donaueschinger SA.- und SS.-Männer mit frohen Kampfliedern auf den Lippen nach dem nahe gelegenen Hüfingen, um die Zentrumsversammlung mit unserer Anwesenheit zu beglücken. Kaum hatten wir den Ortseingang von Hüfingen erreicht, wurden wir auch schon von unseren dortigen Mitkämpfern über die „Lage" unterrichtet. Ein Betrunkener hatte den Herren vom Zentrum mit den Worten: „Heut abend muß noch Blut fließen" einen jähen Schrecken und eine unsagbare Angst eingejagt.

„Respekt haben nun diese Brüder schon, das übrige werden wir noch machen", sagte der Sturmführer. Hoffentlich haben wir nun dieses Mal endlich das Glück, mit der berühmten Badenwacht — mit der uns immer schon nach verunglückten Versammlungen in den Zeitungen gedroht wurde — Bekanntschaft zu machen. Nur das eine stand bisher von der Badenwacht fest, daß sie alle nagelneue Uniformen hatten und von hinten den „Blauen" verblüffend ähnlich sahen (die Uniformen natürlich, nicht die Christkinderl, die darin steckten).

„Wie werden die Nazis mit ihren alten verwaschenen Uniformen erzittern, wenn die schneidige Badenwacht aufmarschiert", werden sich die Zentrümler im stillen gedacht haben.

Ruhig, diszipliniert, voll innerer Genugtuung betraten wir den

noch vollständig leeren Saal. Vorne am „Präsidiumstisch“ saßen die Herren von der Versammlungsleitung. Kaum hatten wir einen passenden Tisch für uns ausgesucht, da füllte sich auch schon der Saal unerwartet schnell. Ein kurzer Augenblick gab mir noch Gelegenheit, diese Herren von der Versammlungsleitung ein wenig näher zu betrachten.

Wie wir in Erfahrung gebracht hatten, sollte dieses Mal unser heißersehnter Wunsch nun doch in Erfüllung gehen, die Badenwacht wird den Versammlungsschutz übernehmen. Es war aber bereits 8.30 Uhr und die „Soldaten“ waren immer noch nicht zur Stelle. Nochmals blickte der Versammlungsleiter angstvoll, ja geradezu verzweifelt auf seine Uhr, aber alles half nichts, die „Badenwächtler“ müssen verlorengegangen sein, oder sie hatten unsere Anwesenheit erfahren und haben Angst bekommen. Mit Todesverachtung und zitternden Herzens begann der Herr Versammlungsleiter die paar Eröffnungsworte mit bebender Stimme herunterzuleiern. Aber dafür ein kleines bißchen frecher begann dann der Hauptredner, ein Freiburger Parteisekretär, mit seiner süßlichen Stimme die gemeinsten und dreckigsten Verleumdungen gegen unsere Bewegung, und was uns am tiefsten traf, gegen unseren Führer zu flöten. Das war uns nun doch zuviel. Durch Pfeifen und Johlen versuchten wir, ihm etwas Respekt beizubringen, aber o weh, wir hatten es mit einem ganz gemeinen und hartnäckigen Gegner zu tun. In den Gesichtern der anderen Herren spiegelte sich Schadenfreude wider, und sie schienen sich an unserer Wut zu ergötzen. Als dann der Redner all seinen Schmutz herausgeschleudert hatte, forderten wir Diskussion. Zuerst wurde es uns abgeschlagen, aber als sich dann unser „Schlenker“, so nannten wir unseren Truppführer, mit seiner ganzen Größe und Breite und einer fürchterlichen Miene erhob und wir selbst alle zu „meckern“ anfingen, schienen die Bönzlein doch ein klein wenig zu zittern, denn auf einmal bekamen wir fünf Minuten, dann zehn, 15 und dann 20 Minuten Diskussion zugestanden.

Unser Redner sprach vernichtend.

Wieder begann der Zentrumsredner gegen die Ausführungen unseres Redners Stellung zu nehmen und endete seine Rede mit den herrlichen Worten: „Trotz Nazihaß und Nazisturm, fest steht

der badische Zentrumsturm." Aber siehe, da geschah ein Wunder, der Turm fing scheinbar ganz beträchtlich an zu wackeln, denn kaum hatte er diese Worte gesprochen, erhoben wir uns, um die Versammlung zu sprengen. Furcht und Schrecken war in den ganz bleich gewordenen Gesichtern der Bonzen zu lesen. „Nun wird das angekündigte Blut fließen" mögen sich die Herrschaften gedacht haben, denn wie von einer Tarantel gestochen sauste der Herr Bürgermeister hinaus durch den „Notausgang" ans Telephon. Unsere Spionage funktionierte fabelhaft. Wir wußten Bescheid. Kurz ging der Befehl durch unsere Reihen: „Hat einer doch zufällig etwas Waffenähnliches in der Tasche?" Nein, nicht einmal einen Zahnstocher hatten wir. Von einer Versammlungssprengung ließen wir jetzt ab, denn wir wollten der Gendarmerie, denn diese wurde durch den Bürgermeister alarmiert, zeigen, was für friedliche Menschen wir waren, und die Herren vom Zentrum in eine unangenehme Lage bringen, denn sie hatten nicht weniger als sieben Gendarmen angefordert. Und alles klappte famos. Mit lächelnder Miene, und anscheinend mit einer Sauwut über den plötzlichen Alarm mitten in der Nacht, zogen sich die Landjäger in das nahe Rathaus zurück.

Jetzt war unser Augenblick gekommen. 95 Prozent der ganzen Versammlung erhoben sich mit uns, um gemeinsam das Horst-Wessel-Lied zu singen. Am anderen Tag las man in der Zentrumszeitung, die Nazis hätten fluchtartig die Versammlung verlassen müssen, das nächste Mal werde die „Badenwacht" gleich von Anfang an für Ruhe sorgen. Die schwarze Herrschaft war in Hüfingen, wenn auch nicht ganz, so doch zum größten Teil gebrochen. Seitdem stand dort der Zentrumsturm nie mehr so fest. Und eines Tages brach er dann zusammen, der schöne, schwarze Turm.

Eine Fahne und 500 Kommunisten

Himmelfahrt 1931.

Wir liegen nach dem kalten Bad am Seeufer und lassen uns von der Sonne trocknen. Seit einem Monat sind wir hier draußen auf dem Gut unweit Berlin, 15 Mann Berliner SA. als frei-

willigeſ Arbeitskommando. Ungewohnt iſt uns die Landarbeit und geht verdammt in die Knochen — aber heute iſt ja Feiertag! Wir aalen uns, blinzeln in die Sonne, döſen, ſchlafen.

Oben auf der Chauſſee kommt einer angelaufen ... Laßt ihn laufen! Heute kann uns keiner hier wegholen — kein Inſpektor, kein Vorarbeiter! Das Trappeln kommt näher. — Will der etwa doch zu uns? Na, wenn ſchon! Wir ſind zu faul, um die Augen aufzumachen. Doch plötzlich fahren alle 15 Mann hoch!

Kommune? Wir ſind hellwach. Dieſes Wort weckt einen SA.-Mann auch aus dem tiefſten Schlaf. Alle Augen ſtarren auf den Mann, der auf uns zukeucht.

„Kommuniſten! ... ſchnell nach Hauſe ... Drei Laſtwagen voll! Aus Berlin ...!"

Donnerwetter! Alſo haben die uns ſchon ſpitz gekriegt! Nun aber dalli! In Sekunden ſind wir angezogen und rennen los. 1½ Kilometer im Nurmi-Tempo. Nur nicht ſchlapp machen! Schneller! Schneller!

Die eiſenbeſchlagenen Stiefel klappern auf der Teerſtraße. Die Luft flimmert in der Mittagshitze. Ein Gewitter zieht auf.

Weiter! Weiter! — Hinter der Fichtenſchonung ſehen wir ſchon unſere Hakenkreuzfahne auf dem Dach der ehemaligen Schnitterkaſerne flattern. Dort iſt unſere Burg ... Schneller! Schneller! Wir müſſen vor den Roten dort ſein, ſonſt iſt die Fahne ...

Wir haben's geſchafft. Als wir uns vor der Tür ins Gras werfen, donnern auf der Chauſſee die knallroten Laſtwagen heran.

Los! Los! Aufſtehn! 'rein ins Haus! Nein, ſie halten noch nicht, fahren vorbei. Wir haben Zeit, uns zu verpuſten.

Die Fenſter und Türen im Erdgeſchoß werden verbarrikadiert, wir reißen die Strohſäcke von den Betten, da bricht draußen das Gewitter los mit krachendem Donner und Platzregen.

„Jetzt werden die nicht mehr kommen."

„Abwarten!" Die Meinungen ſind geteilt.

Langſam verzieht ſich das Unwetter. Die Sonne ſcheint wieder — und da kommen ſie auch ſchon! Antifa aus Berlin. Dahinter ein Gewimmel von heimlichen und unheimlichen Genoſſen aus der ganzen Umgegend. Endlich ſollen die frechen Nazis eine Abreibung erhalten!

Wir schließen die Tür und nehmen unsere Spaten und Mistgabeln zur Hand. Wenn sie uns ausräuchern wollen, dann sollen sie es nur ruhig versuchen. Bitte sehr! Aber so restlos wohl ist uns nicht zumute. Ein halbes Tausend gegen ein knappes Bäckerdutzend? — Immerhin, kneifen werden wir nicht! Draußen geht's los: „Fahne ausliefern!"

Wir schweigen.

„Sonst holen wir sie 'runter!"

„Versucht's doch!"

Wutgebrüll. Dann große Beratung.

Wir spähen vorsichtig durch das Fenster. — Unser Landjäger arbeitet sich mit gezogener Pistole durch die Menge, stellt sich vor die Tür:

„Neun Kugeln habe ich im Lauf, neun im Magazin. Achtzehn von euch bleiben liegen, bevor ihr durch die Tür kommt!"

Alle Achtung! Der Mann hat Mut! Hinter der Tür stehen wir mit Spaten und Forken. Die ersten Schüsse fallen aus dem Hintergrund, zerfetzen das Fahnentuch, schlagen in den Schaft. Aber die Fahne steht! Plötzlich haben die Vordersten Knüppel in den Händen, drängen heran. Wir fassen die Werkzeuge fester. Jetzt wird es losgehen! Achtung! Nein, noch nicht. Sie beraten, können nicht einig werden. Mittlerweile finden sich die Gutsförster mit ihren Schrotspritzen ein, mischen sich unauffällig unter die Menge. Grobes Schrot soll eklige Löcher in die Hosen geben, die Belagerer fangen an abzukrümeln, die tapfere Schar schmilzt zusehends.

Sollen wir jetzt einen Ausfall machen? Den Rest auseinanderhauen. Ja, los! Wir reißen die Tür auf und wollen hinausstürmen — da richtet sich die Staatsgewalt gegen uns!

Unparteiisch nach Vorschrift. Zweimal neun Kugeln, das war allerdings ziemlich deutlich. Wir ziehen uns unter Protest zurück. Eigentlich hat der Mann ja auch recht. Kaum einer von uns wäre heil wieder ins Haus gekommen. Immer noch . . .

Dann erscheint der Überfallwagen aus der Kreisstadt, und vor geladenen Karabinern hat die Antifa heillosen Respekt, besonders am hellen Tage. Der Belagerungszustand wird also aufgehoben, die Meute trollt sich.

Stolz flattert die Fahne auf dem Dach, einzelne Fäuste drohen aus der Ferne zu ihr hinauf.

Wir waren fest davon überzeugt, daß unsere Freunde in der Nacht wiederkommen würden, haben bis zum Morgengrauen gewacht. Sie zeigten sich nicht. Sind bloß immer im Kreis um uns herumgeschlichen, ab und zu sahen wir einen Schatten in den Büschen. Sie merkten, daß wir auf der Hut waren.

Nur als wir am nächsten Abend zu dritt auf Fahrrädern aus dem anderen Dorf nach Hause fuhren, pfiffen uns die Kugeln um die Köpfe, prallten gegen die Chausseebäume und trillerten als Querschläger in die Dunkelheit hinaus.

Auf der ersten SA.-Führerschule

Im Frühjahr 1931 gingen von dem damaligen Gausturm Pommern die ersten Befehle an die wenigen Standarten der SA., zu der neu errichteten SA.-Führerschule in Colbitzow bei Stettin Männer zu schicken, die später in den Stürmen für eine einheitliche sportliche Ausbildung sorgen sollten. SA.-Führerschule durfte man damals allerdings nicht sagen, aber der Name tat doch nichts zur Sache. Das Uniformverbot bestand ja schon, und im Räuberzivil waren eben alle nur eifrige Sportler, die hier trainierten. Nach einigen Kursen ergaben sich dann allerdings Schwierigkeiten, die eine Verlegung der Schule nach Gartz an der schönen Oder notwendig machten.

Aus allen Teilen des Gaues kamen SA.-Männer und SA.-Führer hier zusammen, um den so notwendigen Stoff für die körperliche Durchbildung der SA. mit nach Hause zu nehmen. Da wurde Sport getrieben, Unterricht abgehalten, wieder Sport gemacht und bis in den späten Abend fleißig „gebimst".

„Was ist da schon dabei", wird mancher Kamerad sagen.

Nichts! Und darum geht es im Grunde ja auch nicht. Aber wer auf einem dieser Kurse war, wer den Kameradschaftsgeist dieser Schule miterlebt hat, der wird daran denken, solange er lebt. In eiserner Geschlossenheit stand diese kleine Schar immer wieder auf, um alle Hindernisse hinwegzuräumen, wo sie sich zeigten. Da stand und mußte jeder für jeden einstehen, und es

war eine wahre Freude, zu sehen, wie hier der Arbeiter und der Schlachtergeselle, die von Hause gejagt waren, weil sie sich Adolf Hitler verschworen hatten, zusammenstanden mit Kaufleuten, Studenten und ehemaligen Offizieren.

Ein altes Sprichwort sagt ja, dreimal umgezogen ist so gut wie einmal abgebrannt. Damit wollte uns beim sechsten Lehrgang der SA.-Führerschule Gartz anscheinend auch die Polizei totmachen. Daß wir aber gerade durch solche Schikanen besser zusammengeschweißt wurden, als das sonst vielleicht möglich war, ist dem damaligen Bürgermeister und Halbjuden auch zu spät aufgegangen.

Gleich am Anmarschtag für den Kursus mußten wir den bis dahin benutzten Saal räumen, weil man in diesem Saal eine Kaserne sah. Es wurde also schon umgezogen, bevor alle Teilnehmer beisammen waren. Parteigenossen fanden sich sehr schnell bereit, uns 24 SA.-Männer bei sich unterzubringen. Der Strohsack wurde also „gepackt", das Köfferchen verschnürt, und mit Gesang ging es durch die Straßen in die neuen Quartiere. Wir hatten die Rechnung ohne den damaligen Herrn von Gartz gemacht. Nach der polizeilichen Anmeldung am nächsten Tag hieß es wieder „umziehen". Mit List und Tücke schafften wir es dann, daß wir auf der nächsten Stelle wenigstens zwei Tage bleiben konnten. Doch dann war es auch hier aus. Jetzt war aber doch der Spaß vorbei! Schließlich waren wir alle nicht nach Gartz gekommen, um uns im Umzug zu üben, und unser Schulleiter versuchte diesen Standpunkt auch dem Herrn von Gartz klarzumachen. Das gelang schließlich aber doch daneben, und eine Fahrt nach Stettin zur Regierung mußte angetreten werden. An diesem Nachmittag waren wir alle nur mit halbem Ohr beim Dienst. Was wird aus dieser Besprechung wohl werden? Müssen wir nun doch den ganzen Kursus auffliegen lassen?

Erst am späten Abend kam der Schulleiter wieder und brachte dann den Bescheid mit, daß die Regierung mit unserem Verbleiben einverstanden wäre. Der Bürgermeister bekam die Anweisung, uns in Zukunft ungeschoren zu lassen.

Was die Regierung, die uns doch weiß Gott nicht wohlgesonnen war, zu dieser Maßnahme veranlaßt hatte? Man hatte dem

Vizepräsidenten sehr einfach und kurz erklärt, daß man jede Verantwortung für uns nur solange übernehmen könnte, als man uns in der Schule zusammen habe. Wenn die Schule geschlossen werden müßte, lehne man jede Verantwortung für unser Treiben ab. Dazu hatten wir schon vorher erklärt, daß wir in einem solchen Fall dafür sorgen wollten, daß den Bürgermeister diese Anordnung noch gereuen würde. Man sah also wohl auch auf der Stettiner Regierung ein, daß der Spaß für uns ein Ende hatte. Gewiß war mit der Erlaubnis zur Weiterführung der Schule auch die Verpflichtung verknüpft, nichts Ungesetzliches zu tun. Das haben wir gerne unterschrieben und ließen uns davon auch durch keine Provokation, die oft so nett gemeint war, abbringen. Daß wir am Sonnabendmorgen immer unsere eigene „Zeitung" von Haus zu Haus vertrieben und dadurch mit dafür sorgten, daß wenigstens einige Barmittel für die Schule vorhanden waren, gehörte zu unserem Programm.

Schließlich hatten aber auch die Gartzer Einwohner — soweit sie nicht völlig verbohrt waren — ihre Freude an uns. Wir sorgten immer und überall dafür, daß Ruhe und Ordnung im Städtchen herrschte. Jeder wußte genau, daß er mit der SA.-Führerschule rechnen mußte, und mancher Fluch der SPD.-Leute ist damals gen Himmel gestiegen.

Als im November 1931 der damalige thüringische Minister Parteigenosse Frick in Stettin sprach, war es doch eine Selbstverständlichkeit, daß auch wir Schüler von Gartz nach Stettin fuhren. Weniger selbstverständlich war uns dann allerdings schon, daß wir beim Einmarsch der SA. die Spitze des Zuges übernehmen mußten. Noch weniger selbstverständlich war uns, daß der Einmarsch der Fahnen nicht erfolgen konnte, weil die Polizei in dem Augenblick, als die Musik den Präsentiermarsch spielte und wohl 6000 Volksgenossen sich zum Fahnengruß erhoben hatten, alle Fahnenträger und Begleiter verhaftete und in das Polizeipräsidium brachte. Man hatte es darauf abgesehen, die Versammlung aufzulösen und auf alle Fälle den Schein des Rechtes auf seiner Seite zu behalten. Das wäre auch fast gelungen!

Als nämlich während der Rede des Ministers Frick der „über-

wachende" Kommissar, der allen Kursusteilnehmern und auch allen Stettinern, ja sogar in ganz Pommern unrühmlichst bekannte Herr Hebeler, sich erdreistete, dem Redner eine Verwarnung zu erteilen, da riß nur ein kurzes Kommando des aufmarschleitenden SA.-Führers uns davor zurück, den Herrn Kommissar „hochgehen" zu lassen. Als wir dann nach dem Schluß dieser großen Kundgebung wieder zum Bahnhof gingen, machte es sich von ganz allein, daß die SA.-Schule in Reih und Glied ging, und immer wieder mußten uns erst die Zurufe aus den „Flitzern" darauf aufmerksam machen, daß das gar nicht erlaubt war.

Aber nicht nur in Stettin hatte man den Versuch gemacht, uns aufzulösen. In der Schule selbst konnten wir ab und zu Besuch begrüßen, der uns sehr „wohlgesonnen" war. Herr Kommissar Hebeler, der bekanntlich bei der Vernehmung von SA.-Männern immer sehr liebenswürdig „Sturm"-Zigaretten anbot, kam eines Tages auch. Er sollte eine Haussuchung durchführen, weil wir bei unseren Übungen auch Holzgewehre verwenden sollten. Daß er nun in seinem Eifer gerade zu einer unpassenden Zeit kam, konnten wir ja nicht ändern. Als wir gerade mit dem Mittagessen fertig waren, heißt es auf einmal: Wir bekommen Besuch. Ein paar Stettiner, die den Herrn Kommissar schon kannten, stellten ihn uns auch gleich vor. Unter dem allgemeinen Gelächter aller Kursusteilnehmer wurde zunächst der „schwere Verdacht" geäußert. Vor den findigen Augen dieses Kommissars blieb dann aber auch kein Schrank verschlossen. Selbst unter den Spielsachen der Kinder des Schulleiters wurde nach den Holzgewehren lebhaft gesucht. Daß unsere Stimmung bei der erfolglosen Suche nur noch dadurch stieg, daß wir zum Schluß immer wieder sangen: „Wenn sie uns schikanieren, das macht uns gar nichts aus ...", kann sich wohl jeder lebhaft ausmalen.

So vergingen die Tage auf der SA.-Führerschule für uns viel zu schnell. Als aber der Abschiedsabend Kursusteilnehmer und Parteigenossen vereinte, da konnte der Schulleiter feststellen, daß der Kreis der Parteigenossen von Kursus zu Kursus gestiegen war. So haben wir damals nicht nur für uns selbst viel gelernt, sondern auch gleichzeitig geholfen, die Bewegung zu

stärken. Uns alle aber, die wir an diesen Kursen teilnehmen konnten, umschließt ein festes Band, das Band erprobter und bewährter Kameradschaft.

Das Gummiknüppelauto

Im Herbst des Jahres 1931 ging eine der vielen Versammlungs- und Propagandawellen durch das deutsche Land, die dazu beitragen sollten, den letzten Volksgenossen im letzten Winkel des deutschen Vaterlandes für die Idee des Führers zu gewinnen. Überall und Tag für Tag standen unsere Redner an der Front und hämmerten den Nationalsozialismus in das deutsche Volk hinein.

Tag für Tag und Abend für Abend, oft bis spät in die Nacht hinein, war auch die SA. unterwegs, um die Versammlungen zu schützen und damit die Durchführung der Versammlungs- und Propagandatätigkeit zu ermöglichen.

Auch im südwestlichen Holstein, in der Ecke zwischen Altona, Elmshorn und Glückstadt, griffen die Redner an, und immer war die SA. zur Stelle. Bei einer solchen Gelegenheit passierte einigen SA.-Männern vom damaligen Sturm Tornesch ein Mißgeschick, das trotz seines gefährlichen Charakters doch nicht des heiteren Beigeschmacks entbehrte.

In der Nachbarstadt Ütersen war eines Abends eine Versammlung angesetzt. Ütersen war bekannt als rote Stadt, wo der dortige Ortsgruppenleiter mit seinen SA.-Männern und Parteigenossen einen heftigen Kampf gegen die Kommune und die rote Stadtverwaltung führte.

Reichsbanner und KPD. waren zahlenmäßig sehr stark, konnten sich gegenseitig aber nicht sehen. Wenn es jedoch gegen die verfluchten „Nazis" ging, standen sie im trauten Verein und fielen bei jeder einigermaßen passenden Gelegenheit über Nationalsozialisten her. Die passende Gelegenheit war natürlich nur dann gegeben, wenn die roten Brüder in gewaltiger Übermacht waren.

Da es in Ütersen bei den Versammlungen immer sehr lebhaft herzugehen pflegte, wurden auswärtige Stürme zur Unterstützung der heimischen SA. zum Saalschutz mit herangezogen. Sehr oft wurde dann der Tornescher Sturm zum Dienst befohlen.

Der Anmarsch ging unter Wahrnehmung der nötigen Vorsichtsmaßnahmen vor sich. Denn mehr als einmal mußte unterwegs, auf freier Strecke, ein Überfall der Kommune abgewehrt werden. Von einem solchen Überfall, der natürlich hinterrücks auf wenige Kameraden ausgeführt worden war, trugen einige SA.-Männer Messerstiche und Kopfverletzungen davon. Damit in Zukunft solche Sachen nicht wieder vorkamen, hatte der damalige Sturmführer eine neue Methode der Marschsicherung eingeführt. Das Gros der SA.-Männer wurde auf Fahrrädern in Marsch gesetzt. Und hinterher, in einigem Abstand, fuhr das Auto eines SA.-Mannes, das mit einigen SA.-Männern besetzt war und auch sonst noch einige „niedliche Sachen" mit sich führte.

Das Auto war schon viele Jahre gelaufen, bis es dem SA.-Mann sein kärgliches Brot als „Taxi" verdienen mußte. Da aber nur Parteigenossen das Auto benutzten, weil eben andere Kunden lieber in einem neutralen Wagen fuhren, hatte es bald Aufsehen erregt und erfreute sich einer besonderen Beachtung und „Wertschätzung" von seiten der „Brüder in Rot". In einem Anfall übermütiger Laune und trotzigen Bekennermuts hatte der Parteigenosse den Wagen braun angestrichen. Jetzt war er auch noch äußerlich auffallend gezeichnet und jedermann kenntlich. Es blieb nicht aus, daß sich auch unsere liebe Polizei lebhaft für das „Naziauto" interessierte.

Dieses besagte Auto fuhr nun bei dem Anmarsch zur Versammlung hinter dem Sturm her. Einige Pannen, die bei dem Alter des Wagens nicht zu vermeiden waren, wurden weiter nicht gefährlich; die Anfahrt zur Versammlung ging sonst ohne Zwischenfälle vonstatten. Auch durch „Klein-Moskau" kamen wir ungehindert hindurch.

Aus irgendeinem Zufall, der sich nachher als günstig erweisen sollte, wurde das Auto nicht beim Versammlungslokal, sondern auf dem Hof eines Fuhrmanns, etwa 200 Meter davon, aufgestellt. Wir verstießen also nicht gegen das Verbot des Besuches politischer Zusammenkünfte mit Waffen.

Die Versammlung verlief auch ohne Zwischenfälle, so daß wir hofften, bald und ohne Schwierigkeiten wieder nach Hause abrücken zu können.

Aber das dicke Ende kam nach! Nach Schluß der Versammlung

begaben wir uns wieder zu unserem Auto, damit der Rückmarsch wieder nach erprobtem Muster angetreten werden sollte. Der Fahrer drehte an der Kurbel und versuchte, den Motor in Gang zu bringen. Wir übrigen SA.-Männer pferchten uns in den Wagen hinein und machten es uns, so gut es eben ging, bequem. Plötzlich tauchten um das Auto herum die Tschakos der Landjäger und der städtischen blauen Polizei auf. Einer ging sofort an den Wagen heran, langte unter den Führersitz und holte den Sack hervor, in dem sich die Gummiknüppel, Stahlruten usw. befanden. „Aussteigen! Sie sind verhaftet!" Da saßen wir in der Patsche! ... Ich sehe noch neben mir das schadenfrohe Gesicht des Ütersener Reichsbannergenerals Lüdemann, der als systemtreuer Polizist die Stütze des roten Bürgermeisters war, als er mir grinsend sagte: „Nu hebt wi ju Nazis ober bi de Büx!"

Machen konnten wir offensichtlich nichts, also mit zur Wache. Auch das Auto mit den „corpora delicti" wurde von einem Polizisten dorthin gefahren. Der Fahrer fluchte in sämtlichen Tonarten: „De Dinger hebt mi de Kommunisten in'n Wogen smeeten!" Diese Äußerung wurde auch später der Tenor unserer Verteidigung. Zunächst marschierten wir, dickfellig wie Schleswig-Holsteiner nun einmal sein können, mit unseren Beschützern zur Wache. Dabei wurde von den Polizisten peinlichst darüber gewacht, daß nur nicht eine Verständigung zwischen den Übeltätern möglich wurde.

Auf der Wache erwartete uns der Clou des Abends. Eifrig telephonierte der diensthabende Wachtmeister in die Wohnung des Bürgermeisters, die sich ebenfalls im Rathaus befand: „Herr Bürgermeister, wir haben sie!" Wenige Minuten später erschien er, „Heinrich, de rode Hein-Börgermeister". Er markierte Unwillen über die nächtliche Störung. „Was ist denn los? Ich habe schon geschlafen, was soll diese Störung?" Das war natürlich Bluff. Ein Blick auf die tadellose Frisur und auf den Anzug, der keineswegs danach aussah, daß er in aller Eile angezogen war, ebenfalls die Äußerung des Polizisten beim Telephonieren, bestätigten uns, daß der Bürgermeister genau informiert war und auf uns, „seine lieben Gäste", gewartet hatte.

Zunächst wurden wir getrennt und in verschiedene Zimmer ge-

bracht. Ein Wachtmeister wurde jeder Gruppe beigegeben, damit eine gegenseitige Verständigung unmöglich wurde. Dann begann die Vernehmung.

Der Bürgermeister gedachte, aus dem Verhör für sich eine festliche Angelegenheit zu machen. Nach seiner Ansicht würde er uns schon kleinkriegen, und dann hatte er die bösen Nazis als Gesetzesübertreter, als planmäßige Schläger entlarvt. Das war ein gefundenes Fressen für das Leib- und Magenblatt der Genossen, für die in Kiel erscheinende „Schleswig-Holsteinische Volkszeitung", das beste Witzblatt der Provinz in jenen Zeiten. Für uns Übeltäter sollte aber ein gehöriger Denkzettel abfallen.

Es kam aber anders, als es sich der Herr Bürgermeister gedacht hatte. So schlau wie er waren wir SA.-Männer schon lange, nur war unsere Tonart eine andere.

Einer nach dem andern wurde nun zur Vernehmung vorgeführt. Auf alle verschiedene Art und Weise versuchte der Polizeigewaltige uns hineinzulegen und ein Geständnis aus uns herauszuholen. Er war einmal der wohlwollende ältere Freund, der bedauerte, daß wir uns zu einer Unbesonnenheit hätten hinreißen lassen. Als das nichts fruchtete, war er plötzlich der gestrenge Polizeiherr, der auf die durch den Verstoß gegen das reichsgesetzliche Verbot des Waffentragens eintretende Gefängnisstrafe aufmerksam machte. Aber ohne Ausnahme wurde von den Männern behauptet, nichts von der Herkunft der schrecklichen Waffen zu wissen. Es wurde einmütig die Ansicht vertreten, daß Kommunisten die Dinger während unserer Abwesenheit in den Wagen gelegt hätten. Einem SA.-Mann wurde die Fragerei zu bunt, er behauptete kurzweg, die Polizei habe den Sack mit den Hiebwaffen selbst in den Wagen praktiziert, um uns dann hineinzulegen.

Da die Vernehmung zu keinem Resultat führte, wurde die ganze Prozedur wiederholt. Jeder mußte noch einmal 'ran. Der Bürgermeister versuchte es jetzt mit einer neuen Methode. Er beschwor sämtliche Familienmitglieder bis zur ältesten Großmutter, die sich vor Schmerz und Gram ob solcher ungeratenen Familienmitglieder voll Grauen von uns abwenden würden. Sämtliche verpfuschten Existenzen, die wir überhaupt haben konnten, wurden uns vorgehalten mit dem Hinweis auf den eventuell durch ein freimütiges

Geständnis eintretenden Straferlaß. Es nützte alles nichts. Keiner wurde zum Judas und verriet etwas. Wir waren alle unschuldig wie neugeborene Kinder.

Mittlerweile war es aber schon bedenklich Morgen geworden. Einer der verhafteten SA.-Männer, der als Bäckergeselle in einer Nachbarstadt tätig war, verlangte energisch seine Freilassung mit der Drohung, andernfalls würde er den Bürgermeister für den Verlust seiner Arbeitsstelle schadenersatzpflichtig machen.

Da der Bürgermeister trotz aller Anstrengung und List nichts aus uns herausholen konnte, rückte er ganz zum Schluß mit einem groben Geschütz an: er machte uns versammelten „Sündern" die Mitteilung, daß wir bis morgen um 6 Uhr in Ütersen in Polizeigewahrsam bleiben würden, um dann nach Elmshorn ins Gefängnis überführt zu werden. Unter großem Hallo protestierten wir und wiesen darauf hin, daß er erst mal die wirklich Schuldigen feststellen müsse, um eine solche unerhörte Entscheidung zu treffen. Eine derartige Freiheitsberaubung würden wir uns unter keinen Umständen gefallen lassen. Für die unausbleiblichen Folgen würde er, der Bürgermeister, die nicht geringe Verantwortung zu tragen haben.

Der Bürgermeister mag dann das Unmögliche und Lächerliche seiner Haltung eingesehen haben; denn es war ihm ja nicht gelungen, uns als Übeltäter zu überführen. Nach einer halbstündigen Beratung mit seinen Beamten teilte er uns mit, daß wir nunmehr frei seien. Leicht ist ihm die Erklärung nicht geworden, entging ihm doch ein fetter Happen. Auch das Auto wurde großzügig wieder „aus der Haft entlassen".

Unter Protest wegen unserer unberechtigten Verhaftung haben wir uns aus dem ungastlichen Lokal entfernt. Still und leise sind wir aus Ütersen gefahren. Aber auf freier Strecke haben wir erstmals angehalten und unter gewaltigem Gelächter unsere Freude über den blamierten Bürgermeister in die mondhelle Nacht hinausplatzen lassen.

Das brave, alte Auto, das von nun an das Gummiknüppelauto hieß, hat noch oft und oft, Tag und Nacht seine Kilometer für die Bewegung zurückgelegt. Den 30. Januar hat es noch miterlebt. Aber dann kam die Zeit, wo es endgültig ausgedient hatte

und auf den Autofriedhof gefahren wurde, um dort sein Dasein zu beschließen.

Wo aber alte SA.-Männer des damaligen Sturms sich treffen, um in lebendiger Erinnerung jener schönen und großen, meistens sehr ernsten Stunden der Kampfzeit zu gedenken, da erwacht auch jener lustige Zwischenfall, wo einige SA.-Männer aus Tornesch dem roten Bürgermeister von Ütersen ein Schnippchen schlugen.

Kleben mit Zwischenfällen

Wieder einmal lag eine dumpf-schwüle Nacht über Düsseldorf. Es war eine Zeit, in der jeder SA.-Mann gut daran tat, sich des Nachts von Kameraden heimbringen zu lassen, vor allem, wenn er das zweifelhafte Vergnügen hatte, in Oberbilk zu Hause zu sein. Und wie oft eilte nach einer aufregenden Nacht die Kunde von Haus zu Haus, daß in den frühen Morgenstunden wieder einer mit klaffender Kopfwunde — fast verblutet — irgendwo in den Anlagen aufgefunden worden war. Dann kam die große Kommuneversammlung in der Tonhalle, in der das rote Gelichter den amnestierten Zuchthäusler Margies mit frenetischem Jubelgeheul hoch feierte. Man kannte die aufpeitschende Wirkung einer solchen demagogischen Hetzkanonade zur Genüge, darum hatte die SA. vom Sturm 100 alle Vorkehrungen getroffen, die nötig waren, um den angekündigten „Arbeitersturm auf die Nazizentrale, Immermannstraße 4", abzuschlagen. Und das Ende: Ein scharfer Schuß peitschte aus der Oststraße in die Immermannstraße, und wieder lag ein SA.-Mann in seinem Blute: Joseph Hilmerich.

Irgendein roter Hund hatte ihn von hinten erschossen.

Zwei Nächte darauf lag die SA. in Bereitschaft im Hinterzimmer des SA.-Lokals Kräkel in der Marienstraße. Auf dem Tisch lagen einige tausend Flugblätter, die in der gleichen Nacht noch an die Hauswände, Litfaßsäulen und Bretterzäune sollten. Die Kommune hatte wieder einmal einen großen Rummel angekündigt und Gauleiter Florian aufgefordert, „zur Diskussion" zu sprechen. Die Flugblätter enthielten die einzig mögliche Antwort des Gauleiters: „Mit Mördern wird nicht mehr diskutiert!" Ölig und langsam schlichen die Stunden dahin. Zum wiederholten Male

wurden die drei Klebekolonnen — mit Fahr- und Motorrädern — aufgeteilt, die Sicherungskommandos benannt, die Flugblätter sorgsam verstaut, im übrigen wurde gewartet. Hier wurde ein Dreimännerskat gedroschen, dort ein alter Browning zerlegt und gereinigt. Es wurde mittlerweile 2 Uhr. Bis 3 Uhr dauerte die Wartezeit, weil in der ganzen Stadt die Kommune klebte und eine ausgiebige Nachlese zu erwarten stand.

Schließlich war es soweit; die beiden Motorkolonnen hetzten los in die Stadtrandbezirke, die Fahrradkolonne setzte sich in langer Linie in Richtung Worringer Platz in Bewegung. Die Kommune hatte ganze Arbeit geleistet.

Wo ein knalliges rotes Flugblatt von einer Hauswand leuchtete, war es im Augenblick heruntergerissen; wenn es bereits ausgetrocknet war, wurde es überklebt. Mit blitzartiger Geschwindigkeit arbeiteten die Kleber — einer pinselte wenige Striche auf die Wand, der andere schlug ein Flugblatt an, strich noch einmal liebevoll mit der Hand darüber —, und weiter ging die Fahrt. Inzwischen äugten die Spitzenfahrer scharf geradeaus, denn in allen Ecken und Winkeln lauerte Gefahr — und wie mulmig es am Worringer Platz aussah, davon wissen die alten Haudegen ein Lied zu singen.

In der Worringer Straße steht eine herrliche Litfaßsäule, auf der in wenigen Sekunden drei Flugblätter prangten, als auch das vierte schon seinen Ehrenplatz erhalten hatte, nahte von vorne mit Windeseile das Verhängnis: Eine Polizeistreife auf Rädern! Nun hieß es: Gegenzug links schwenkt — marsch! Und im Tempo brauste die Kolonne davon, was die Räder nur hergeben wollten. Jeder war auf sich selbst und seine eigene Geschwindigkeit angewiesen und hatte nur den einen Gedanken: auf schnellstem und kürzestem Weg zur Immermannstraße, wo bei Eintreten unvorhergesehener Zwischenfälle ein fröhliches Wiedersehen verabredet war.

Drei trafen ein, mimten harmlose Passanten und unterhielten sich prächtig über den hellen Vollmond, als zwei Beamte vorbeifuhren und mit Luchsaugen herüberspähten. — Sie warteten noch etliche Minuten, bis es feststand, daß die ganze Kolonne geschnappt worden war. Was tun? Etwas muß jetzt geschehen!

Nahezu 500 Flugblätter sind gerettet worden; wenn diese noch

in der gleichen Nacht verklebt werden sollten, durfte keine Minute unnütz verstreichen. Leimpott und Pinsel befanden sich in sicherem Gewahrsam auf der Wache Kreuzstraße, also galt es zunächst neuen Kleister zu kochen und für einen einigermaßen erträglichen Pinsel zu sorgen. Einer von uns wohnte in der Nähe, die drei unternehmungslustigen SA.-Männer stiegen hinauf, und in zehn Minuten waren sie wieder auf dem Trab. An einer Lenkstange baumelte ein stattlicher Marmeladeeimer mit Kleister, der zweite hatte sich einen alten Putzlappen zurechtgedreht, und von neuem ging es los. Unzählige rote Klebezettel verschwanden von der Bildfläche, und zusehends verringerte sich der Bestand der nationalsozialistischen Flugblätter. Eine Polizeistreife wurde sichtbar, die sofort die Verfolgung aufnahm, es gab eine Hetzjagd durch vier oder fünf Straßen, und schließlich war die Polizei „abgehängt". Unermüdlich, mit fast maschineller Sicherheit wanderte Flugblatt auf Flugblatt an die Häuserecken und Litfaßsäulen; als eine riesige Horde Kommune mit Gegröl die Straße entlang schlenderte, war es gut, sich für einige Minuten in eine schützende Toreinfahrt zurückzuziehen. Was die Roten angeklebt hatten, war kurz darauf wieder unsichtbar.

Schon war hellichter Tag. Die Straßen hatten sich bereits belebt, die ersten Straßenbahnen klingelten schon durch den frühen Morgen, und erstaunt schauten die Arbeiter, die zur Frühschicht fuhren, dem Treiben der SA.-Männer zu. Gerade waren diese an der Arbeit, auf einem Bauzaun den letzten Rest der Flugblätter in Form eines riesigen Hakenkreuzes anzuordnen, als wieder eine Polizeistreife auftauchte.

Diesmal ging es hart auf hart! Klirrend flog der fast leere Marmeladeeimer aufs Pflaster, und in rasender Fahrt sausten die drei davon. Durch ein ganzes Stadtviertel ging die Hetzjagd, unwillkürlich blieben die Passanten stehen und blickten dem seltsamen Schauspiel zu. Da stellte sich ein Roter mit ausgebreiteten Armen in den Weg, landete aber schneller, als ihm nötig schien, im Rinnstein. Auch diesmal hatten die SA.-Männer Glück gehabt, die Polizei hatte in dem Straßengewirr den Anschluß verpaßt.

Als die drei Kameraden in gemütlicher Fahrt wenige Minuten hernach wieder durch die Straße fuhren, in der der Bauzaun mit

dem noch nicht vollendeten Hakenkreuz stand, erblickten sie zwei Polizisten, die sich im Schweiße ihres Angesichtes mit Flüchen und Seitengewehren abmühten, die lästerlichen Nazi-Flugblätter herunterzukratzen. Ihr Werk war von Erfolg gekrönt, aber weniger erfolgreich war der Versuch, die Burschen ausfindig zu machen, die in einer einzigen Nacht das ganze Stadtzentrum — vom Worringer Platz bis zum Zoo — mit Flugblättern verseucht hatten.

Als Nazi in Klein-Moskau

Als Achtzehnjähriger in die SA. aufgenommen, hatte ich in meinem Wohnviertel, einer reinen Bergarbeiterkolonie, den schwersten Stand. Die Kommune herrschte mit heimlichem und offenem Terror. Die Wahlergebnisse des Stimmbezirks sahen so aus: Wahlberechtigte 1240. SPD. 30 Stimmen, Kommunisten 830, Zentrum 120, NSDAP. 25. Das ist das trockene Bild in Zahlen.

Gar bald spürte ich den abgrundtiefen Haß der Kommune. Von den einen wurde man mit haßerfüllten Augen beobachtet, von den anderen über die Schulter angesehen und gemieden. Ja, selbst im eigenen Elternhaus fand ich als Nazi kein Verständnis für die höchste Aufgabe meines jungen Lebens: „Kampf um Deutschland." Mut und Hoffnung fand ich nur im Kreise der wenigen, die zum Führer standen. Man lebte, fast körperlich, von diesem Geiste, der einen Kameraden zum anderen zog. Das war, ist und wird immer derselbe Geist sein, SA.-Geist, Kameradschaftlichkeit, nationaler Sozialismus. Wer kann die Tiefe dieser drei Worte ausschöpfen, ergründen? Nicht hunderttausend Bücher, die geschrieben sind und noch geschrieben werden, sind Mittler des SA.-Geistes.

Wir tragen ihn in uns, diesen SA.-Geist, wir lassen andere darin groß werden, damit sie in unsere Reihen hereinwachsen und selbst Träger werden dieses Geistes.

Eines Tages besuchte mich ein Kamerad, den ich auf einer Propagandafahrt in Dorsten kennengelernt hatte. Der SA. gehörte er organisatorisch noch nicht an. Nach stundenlanger Aussprache lädt er mich zu einem Glas Bier in die nahegelegene



Mit blitzartiger Geschwindigkeit arbeiteten die Kleber

Zechenwirtschaft. Auf den Schächten hatte es Lohn gegeben und der Wirt konnte sich über schwachen Besuch nicht beklagen. Wir nehmen in einer abgelegenen Nische Platz und wollen unser Gespräch fortsetzen, als die Ereignisse am Schanktisch unser Augenmerk auf sich ziehen. In einer Horde bekannter Typen, gewalttätige und kriminell belastete Elemente der Kommune, entsteht Streit. Ein schwarzhaariger Bursche, übrigens ein guter „Freund" von mir, stänkert nach Strich und Faden. Seine Gesinnungsgenossen, des Stänkerns endlich müde, nehmen ihn, und mit vereinten Kräften fliegt der Bursche recht unsanft vor die Tür. Einen Augenblick später ist Ignaz wieder zwischen seinen Leuten und ebenso schnell wieder draußen. Unsere stille Heiterkeit kennt keine Grenzen. Der Wirt kommt und erklärt flüsternd: „Ich habe das Überfallkommando alarmiert. Gehen Sie, bitte, ins Nebenzimmer." Wir fühlen uns keiner Schuld bewußt und bleiben sitzen. Auf einmal geht die Tür auf, der zweimal Hinausgeworfene kommt stieren Blickes, Blutgerinnsel im Gesicht, in unsere Nische und stänkert mit meinem Kameraden. Der, groß und kräftig, verbittet sich jede Belästigung und nimmt Ignaz, als er ausfällig wird, wie ein Baby mit beiden Händen vor sich, reißt ihn hoch, und trotz allen Sträubens „geht" Ignaz freischwebend durch die Tür den ihm bekannten Weg. Jetzt kommt das Groteske. Obwohl wir dasselbe taten wie die Herren von der Kommune, den lästigen Störenfried an die frische Luft setzten, sehen wir uns jetzt einer geschlossenen Front gegenüber. Man sieht und erkennt mich. Eine Stimme voll so grenzenlosen Erstaunens, daß man fast glaubt, dem Sprecher ist ein Unglück an seinen Kiefern zugestoßen, ertönt: „Wie kommen denn die Nazis nach Klein-Moskau? Sollen wir uns das in unserer Sowjetkolonie gefallen lassen?"

Die Meute schiebt sich an unseren Tisch. Auge in Auge stehen wir uns gegenüber. Bereit zur Verteidigung. Bereit aber auch, jede Schwäche des Gegners auszunützen. Einer schiebt sich verdächtig an einen Stuhl. „Achtung!" Aus dem Hintergrund fliegt ein Bierkrug an unseren Köpfen vorbei ins Fenster. Mit dem Klirren des zertrümmerten Glases stoßen wir den Tisch gegen die Leiber unserer Widersacher. Einige stürzen und fluchen. Ein

Stuhl wirbelt durch die Luft. Der Tisch bietet uns volle Deckung. Dann wird er uns entrissen und die ersten Teile unserer Bekleidung hängen in den Krallen der Kommune. Man schlägt auf uns ein. Ganz in die Ecke gedrängt, wehren wir die Hiebe so gut es geht ab. Da knallt eine Stimme in das Gewühl: „Ich fordere sämtliche Gäste auf, sofort das Lokal zu verlassen." In der Tür steht, die Pistole in der Hand, der Polizeileutnant, Führer des Überfallkommandos. Die Mannschaft stürzt an ihm vorbei ins Lokal und trennt die Peiniger von uns. Dabei wurde Heftpflaster in potenzierter Form gebraucht. Vor dem Lokal sammeln sich Gestalten aller Art. Die bekannte Platte ertönt: „Mörder, Bluthunde, Heil Moskau" usw. Alle Beamten sind eingesetzt und räumen die einzelnen Straßenzüge. Auf dem Überfallwagen selbst sitzt still ein Beamter. Menschenmengen stehen in den Vorgärten der Häuser. Einer von den Halbstarken der Kommune, ziemlich angetrunken, überquert die Straßenkreuzung in Richtung auf den Polizeiwagen. Dort angekommen stützt er sich mit unnachahmlicher Gebärde auf den Wagen. Aus seiner Stellung strahlt der Heldenmut mit dem Satze:

„Ich Angst. Hä! Wollen doch mal sehen."

Der Beamte auf dem Wagen, über ihm sitzend, sagt ruhigen Tones: „Verlassen Sie den Wagen." Mit verächtlich heruntergezogenen Mundwinkeln kommt ihm die Antwort: „Ich kann doch wohl stehen wie und wo ich will. Nich?" Ein leichter Schlag mit dem Gummiknüppel bestätigt das Gesetz von der Schwerkraft. Unter dem Riesengelächter der Menschenmenge sinkt der Held, wachsgelb, zusammen. Selbst dem Schupo gleiten Wolken eines unterdrückten Lächelns über das dienstliche Gesicht. Da springt der Ritter von der traurigen Gestalt plötzlich auf, und würdig eines Houben in seiner Glanzzeit enteilt er flüchtigen Fußes dem Schauplatz seiner Heldentat. Nein, nein, es wurde nicht gelacht, aber gebrüllt, daß es sich weithin bemerkbar machte.

Der Polizeiwagen startet zur Rückfahrt. Vier Elemente von der Kommune fahren mit, um der Nemesis überantwortet zu werden. Wir bringen unseren äußeren Menschen in Ordnung und gehen zum Bahnhof. Ich verspreche meinem Kameraden einen baldigen Gegenbesuch, aber ohne Keilerei, er fährt ab und ich

gehe wieder in die Höhle des Löwen, in die Kolonie, nach Hause. Bald merke ich: „Dicke Luft." An allen Ecken stehen Schmierensteher der Kommune. Ich kümmere mich um nichts und bleibe immer möglichst in der Fahrbahnmitte. Da geht das Trommelfeuer los. Mindestens dreißig halbwüchsige Burschen sind vor, hinter und neben mir. Ein Steinhagel prasselt auf mich hernieder.

Ausbrechen nach links oder rechts verheißt keinen Erfolg. Leicht am Auge verletzt, falle ich in die Hände der vertierten Gesellschaft. Schläge und Fußtritte auf alle möglichen Körperteile ertrage ich. Dann schleppt man mich auf einen Hof und in den Stall. Zwei Kommunisten bleiben bei mir.

Ein paar heftige Schläge in mein Gesicht werden mit dem Befehl begleitet: „Du Rotzlöffel! Wir hauen dir alle Knochen kaputt, wenn du jetzt nicht Rot Front sagst!" Ich gebe keine Antwort. Schläge fallen hageldicht. „Du kommst hier nicht eher 'raus, bis du Rot Front gesagt hast." Schweigen. Neue Schläge. So geht es eine Viertelstunde. Dann verlassen sie mich. Durch die Türe höre ich, wie draußen beratschlagt wird. Auf einmal tiefstes Schweigen. Meine Gedanken sind darauf gerichtet, herauszukommen aus dem Loch und ... Ich höre draußen Stimmen Unbeteiligter. Mein Entschluß ist gefaßt. Unter Hilferufen werfe ich mich gegen die Tür. Sie gibt nach. Plötzlich liege ich zwischen meinen Peinigern.

Sie spritzen nach allen Richtungen auseinander, um im Dunkeln zu verschwinden. Ich eile nach Hause. Noch voller Aufregung das Fürchterliche erzählend, bekomme ich die Antwort: „Bleib von den Nazis weg, dann passiert dir so etwas nicht." Ich blieb nicht weg. Ich blieb bei meinen Kameraden, bei den Sturmsoldaten Hitlers. Klein-Moskau gab am 12. November nur noch 80 Nein-Stimmen ab. Aber immer weiter geht der Kampf um Deutschland. Haben wir in den letzten Jahren für den Aufbau alles eingesetzt, dann soll auch jetzt der Kampf nicht abgeschlossen sein. Alles, bis zum letzten Mann, soll tätig sein für den Ausbau des von uns erstrittenen Reiches. Denkt daran, neue Kameraden, nicht müde werden! Es gibt ein hohes Ziel: Das ewige Dritte Reich aller schaffenden Deutschen!

Kernig, wie die Bevölkerung, ist auch die SA. des oberbergischen Landes, die zur ältesten in rheinischen Landen zählt und die stets mit dabei war, wenn es galt, der oft bedrängten Nachbargroßstadt Köln oder Bonn im Kampf gegen die schwarzrote Gesellschaft hilfreich und kameradschaftlich zur Seite zu stehen.

Nur einige Ortschaften gab's, in denen die Systemparteien, wie Zentrum und SPD., sich noch hartnäckig verteidigten und dank einer verlogenen Presse es fertigbrachten, die Bevölkerung in ihrem Sinne zu beeinflussen. So Engelskirchen an der Agger. Mit einer Demagogik sondergleichen arbeiteten dort die Zentrumshäuptlinge, um die verhaßten Nazis wenigstens aus diesem Ort mit dem schönklingenden Namen zu bannen. Es war der 23. Januar 1932. Großkundgebung in Engelskirchen, die erste ihrer Art in der zentrümlichen Hochburg. Wir wußten allesamt, daß es „etwas geben" würde. Doch dies Wissen wirkte nur anspornend, begeisternd.

Es war gegen 6 Uhr abends. Wir fuhren im Kraftwagen mit Dr. Ley. Ankunft gegen 7.15 Uhr in Engelskirchen. Dort war „dicke Luft". Wir merkten es sogleich, merkten es an den Gruppen umherstehender, erregt gestikulierender Menschen, sahen's im Fluge an den Gesichtern der eilends einem bestimmten Ziele zustrebenden Männer, eine ganze Stunde vor Beginn der Versammlung! Bei unserer Ankunft war der Saal Kenntemich bereits überfüllt. Der Zentrumshäuptling hatte wahrhaftig gut vorgesorgt. Der Wirt war nur ein Werkzeug in seiner Hand. Etwa 200 Mann Zentrumsjugend, dazu Reichsbanner aus dem gesamten Aggertal und die typischen Gesichter der „Antifa" aus den Kölner Vororten Kalk und Ehrenfeld, damals berüchtigten roten Hochburgen, hatte man zusammengetrommelt und somit den Saal eine geschlagene Stunde vor Beginn der Versammlung zur Hälfte mit dieser Sorte „Publikum" besetzt. Diese Situation überschauen und alle Eventualitäten überschätzen war eins. Jeder für sich und unausgesprochen kam zu der Feststellung: „Heute gibt's etwas!" Unnützes Tun, der Umgang mit Zahlen! Da standen, wenn's soweit kam, viere gegen einen!

Den Zugang zum Saal mußten wir uns durch Knäuel gestikulierender Menschen und durch Haufen fanatisierter Zentrümler, haßerfüllter Marxisten, erzwingen. Dann ging's los. Einer unserer Parteigenossen eröffnet die Geschichte. Mahnt energisch zur Ruhe und Disziplin, die dennoch nicht werden will. Die Hunderte vor dem Saal drängen und schieben und wollen in die Bude. Ratlose Landjäger, aus dem ganzen Aggerbezirk zusammengezogen, versuchen vergeblich Ordnung zu stiften. Es wird nicht still. Dann beginnt Dr. Ley. Sobald er zu sprechen anhebt, meldet sich der gegnerische Wortführer zur Geschäftsordnung, frech und anmaßend. Dr. Ley erklärt ihm ebenso kurz wie bestimmt, daß er die Geschäftsordnung bestimme, niemand anders. Eine abermals notwendig werdende Zurechtweisung unseres Doktors, daß er nichts zu sagen habe, sondern nachher reden könne, beantwortet der Frechling des Zentrums damit, gestützt auf seine schwarzrote Hilfstruppe, daß er sich mitten in den Saal stellt und protestiert — protestiert, daß die Nazis es wagen, im schwarzen Engelskirchen sich dem Willen des Zentrums nicht unterzuordnen. SA.- und SS.-Kameraden ergreifen den Ruhestörer, um ihn aus dem Saal zu expedieren.

Das war das Zeichen zum Angriff. Die Genossen von der Antifa greifen zu und im Nu sieht sich die Minderzahl der SA. in einer Brandung von erhobenen Stühlen, Biergläsern und dergleichen. Eine bedrohliche Situation. Ergeben? Zurückweichen? Kann und darf nicht sein! Also den Kampf aufnehmen! Diesem Gesindel muß gezeigt werden, daß die SA. nicht mit sich spaßen läßt. Und sie sollten's erfahren! Zwar ein höchst ungleicher Kampf, doch daran dachte man im Augenblick nicht, hatte keine Zeit zu derlei Erwägungen. Hier galt's zu handeln, zu beweisen, daß SA., Nationalsozialisten, sich nicht ungestraft provozieren lassen. Stühle krachten, Bänke stürzten um. Schon sind diese für gewöhnlich anderen Zwecken dienenden Gegenstände seziert, zerlegt, in der nervigen Rechten unserer wackeren SA., und nun kann's losgehen. Doch da! Wie auf ein Kommando fliegen die Fenster an der Längsseite des Saales auf. Und — statt sich zu wehren — schwingen sich die Rädelsführer und Mutigsten der Gegner hindurch, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Trotz der zahlenmäßig für sie günstigen Situation! Biergläser schwirren durch den Saal. Wen's

trifft, der spürt's. Zwei Minuten, die zu beschreiben kaum möglich sein werden! Während die Hauptheber und Wortführer nirgends mehr zu finden sind, tobt ein kurzer, wilder Kampf. Die schwere Biertheke wird einfach zur Seite an die Saalwand geschoben. Wir merken nicht ihr kolossales Gewicht, der Rhythmus des Kampfes beschwingt uns alle. Doch dann entdecken wir den Hauptheber der Gegner, einen finsteren Schreiberling des Systems, im Unterteil der Biertheke, da ihm die rechtzeitige Flucht nicht mehr gelungen ist. Eine derbe Abreibung wird ihm zuteil. Dann kneift er, sucht sich durch Flucht weiteren Eventualitäten zu entziehen. Der Saal gleicht einem Trümmerhaufen: Stühle, Bänke, Tische, Tischtücher, Biergläser und das andere Mobiliar, alles wild durcheinander, ein wüster Kampfplatz. Unsere Kameraden wissen selbst nicht, wie's möglich war, wie's kam, müssen sich erst besinnen, und als sie's endlich begreifen, sind sie in der Tat allein auf weiter Flur, kein Gegner ist mehr zu finden!

Kaum fünf Minuten nach Beginn des ungleichen Kampfes behauptet SA. und SS. das Kampffeld uneingeschränkt. Unsere braunen Jungens strahlen! Dr. Ley ebenfalls! Wohl hat's auch einige von ihnen getroffen, sonst aber kamen die Gegner durch die schneidige Attacke unserer SA. erst gar nicht zur Gegenwehr.

Draußen johlten und pfiffen die Geschlagenen. Dort tobte jetzt die Hölle. Im Schutze der Dunkelheit versuchte man die Scharte auszuwetzen, doch an der musterhaften Ordnung und Disziplin der Sieger scheiterte jegliche Provokation, jeglicher weitere Angriff. Die SA. formierte sich zum geschlossenen Abzug. Antifa und Zentrum heulten vor Wut. Doch unsere Leute standen. Marschierten geschlossen in Viererreihen ab. Sturmriemen umschlossen die harten Schädel, die Augen blitzten kühn.

Das schneidige Vorgehen unserer SA. wurde von der Bevölkerung mit Begeisterung aufgenommen. Solange sich SA.-Kameraden der Kampfzeit erinnern, solange wird von dem SA.-Sieg von Engelskirchen gesprochen werden, durch den auch in der finstersten Hochburg des Zentrums der Bann gebrochen wurde. Gift und Geifer spritzte zwar die Systempresse des gesamten Rheinlandes, schrie von nationalsozialistischem Terror und versuchte noch lange danach die Polizei gegen uns zu hetzen und das Engelskirchener

Erlebnis als Vorwand eines einschneidenden Eingriffs gegen den oberbergischen Nationalsozialismus zu nehmen.

Als der Kampf auf dem Höhepunkt stand, fuhr das verzweifelte Reichsbanner schweres Geschütz auf. Einige Zeit nach dem Engelskirchener Treffen sprach in Waldbröl, dem Mittelpunkt des südlichen Oberbergischen, der pazifistische General von Schoenaich unrühmlichen Gedenkens. An sich schon eine maßlose Provokation, diesen Pazifisten hier auftreten zu lassen, an einem Ort, in dem der größte Teil der Bevölkerung nationalsozialistisch gesinnt war. Diesem „General" wurde das Wiederkommen nach Waldbröl gründlich verleidet. Er war noch nicht lange in seinem demagogischen Redefluß, als plötzlich das elektrische Licht in dem ganzen Bezirk erlosch. Feldsteine flogen durch das Dunkel des Abends. Das war den „Friedensfreunden" im Saal das Zeichen, daß der Unmut der draußen Protestierenden den Höhepunkt erreicht hatte. Es wäre unvermeidlich zu einem ernsten Zusammenstoß gekommen, bei dem ohne Zweifel die Pazifisten den Kürzeren gezogen hätten, wenn Schoenaich nicht selbst eingesehen hätte, daß es für ihn hier nichts zu ernten gab. Nachher hatte der „General" seine liebe Mühe, den Fäusten der empörten SA. zu entkommen. In dem Hotel, wo er abgestiegen, war seines Bleibens nicht. Fluchtartig verließ er Waldbröl. Und die Presse zeterte und schimpfte, die schwarze und rote und bürgerliche Journaille von gestern.

Trauer, tiefe Trauer, senkte sich über das oberbergische Land, als an einem strahlenden Sommermorgen 1932 die Kunde wie ein Blitz aus heiterem Himmel einschlug, daß marxistischer Tücke einer unserer liebsten und treuesten Kameraden zum Opfer gefallen sei: Robert Bitzer aus Oberwiehl wurde mit einigen Kameraden, als sie spät abends von einem Appell heimkehrten, von roten Mordgesellen angefallen, die Ahnungslosen von einer Übermacht überwältigt. Unseren Kameraden Robert Bitzer traf es. Der Mordstahl drang in seinen jungen Leib, sein warmes Herzblut färbte die Heimaterde.

Nie vorher und nachher hat das Lied unseres unsterblichen Horst Wessel fanatischer, leidenschaftlicher in unseren Ohren geklungen als an jenem Tage, als wir unseren Kameraden in Wiehl unter Teilnahme der ganzen Standarte 65 zur letzten Ruhe bestatteten.

Nie haben die Worte unseres Dr. Ley größeren Widerhall in unseren Herzen gefunden als damals, als er auf dem kleinen Bergfriedhof in Wiehl zu uns und dem schwergeprüften alten Vater, zu den schmerzerfüllten Angehörigen, zu der jungen Gattin unseres gefallenen Kameraden sprach. Weithin vernehmlich gaben die jenseitigen Berge das Echo jener ernsten Handlung wieder. Und wir, wir standen mit finsterem Gesicht, mit tiefer Trauer im Herzen dabei, in langer Reihe die braunen Kolonnen, und schwuren es aufs neue: Und dennoch! Ja, und dennoch! Und heute ist dieses „Dennoch" hereingebrochen. „Kam'raden, die Rotfront und Reaktion erschossen, marschier'n im Geist in unsern Reihen mit." Robert Bitzer, der sein blühendes Leben hingab, lebt in den Herzen aller von der SA.! Sein Tod, sein Begräbnis wurde zu einem der machtvollsten Bekenntnisse für den Nationalsozialismus! Wir banden die Sturmriemen fester, sahen nicht rechts noch links, bissen die Zähne zusammen und warteten auf „den Tag"!

So stritt, so marschierte oberbergische SA. der Standarte 65, so fochten Männer, die in rheinischen Landen mit am ehesten den Ruf des Führers vernommen und befolgt, und so wie unser SA.-Kamerad Bitzer der Blutzeuge unserer Berge wurde, so war unser Landsmann Dr. Ley der Trommler seiner Heimat landauf, landab, so sind viele, viele Namenlose im schlichten Braunhemd der SA., Männer aus dem Bauern- und Arbeiterstand, das Fundament geworden, auf dem die Bewegung bei uns im rheinisch-bergischen Lande aufgebaut werden konnte! Trotz aller Schwierigkeiten aber gedenken wir stets jener Zeit, in der es um Sieg oder Untergang ging, mit besonderer Freude und mit besonderem Stolz.

August Brackmann

Noch lagen an Horst Wessels Grab die Blumengrüße, bei der fünften Wiederkehr seines Todestages von Kameradenhänden gebunden, da jährte sich der andere Trauertag für die mecklenburgische SA.: August Brackmanns Todestag. Und viele weilten in Gedanken am kleinen Grabhügel auf dem Tessiner Friedhof, dort, wo sie den erstochenen Kameraden am 3. März des letzten Jahres vor der Machtergreifung eingebettet haben, wo 1932 auch

ein Berg von Blumen und Kränzen wuchs, damals von den „illegalen" Kameraden zusammengetragen. Hier draußen schläft SA.-Mann August Brackmann vom Sturm 41/90.

Wie all die anderen tat er treu und still seinen Dienst bei der kleinen Schar der 41er, die schon damals im Standartenbereich bekanntgeworden waren. Seit Jahren marschierte er mit ihnen in Reih und Glied, sang ihre Lieder wie sie, ganz einer von ihnen. Der Bauernsohn. Und wie war es dann gekommen? Die Verbotszeit sah die Tessiner SA. wie zu anderen Tagen im Sturmlokal versammelt.

So war es auch am 27. Februar 1932, einem Sonntag, und als sich am Abend wieder alle eingefunden hatten, dröhnten Kampflieder durch den rauchgeschwängerten Raum, und alles war Fröhlichkeit. In der Reihe am Tisch zwischen den anderen August Brackmann; seit seiner Rückkehr aus Sternberg, wo ihn die Eltern hatten Techniker werden lassen, teilte er das Los der vielen anderen, für die das System keinen Arbeitsplatz mehr hatte. Während so im alten Sturmlokal an der Kirchenstraße der Geist der Kameradschaft der Stimmung die jedem SA.-Mann bekannte Form gegeben hatte, war drüben im Lokal am Markt, wo Sonntags getanzt wurde, die Kommune wieder frech geworden, sie hatte sich wieder breitgemacht. Auch Kameraden verkehrten dort. Immer war es gut abgegangen, aber an diesem Abend hatten die Roten Bundesgenossen bekommen und fühlten sich stark genug. Ins Sturmlokal traten gegen Mitternacht zwei Parteigenossen, der eine mit einer blutenden Verletzung am Kopf: Man hatte sie aus dem Tanzlokal hinausgedrängt und ihre Überkleidung war in den Händen der Marxisten geblieben. Wer geht mit, sie herauszuholen?

Alle selbstverständlich! Keiner, der auch nur einen Augenblick daran gedacht hätte, der Gefahr aus dem Wege zu gehen. Es galt einen kameradschaftlichen Dienst, und da war jeder dabei. Alles heraus! Sieben Männer liefen über den Markt, unter ihnen August Brackmann. Indes die anderen auf der Straße warteten, wollten die beiden Parteigenossen ihre Kleidungsstücke wieder holen. Der Ortsgruppenleiter ging mit hinein, um durch persönliche Verhandlungen die Freigabe zu erreichen. Und die anderen

warteten. Warteten, bis sie sahen, wie der rote Haufen hinter den Kameraden die Tür verriegelte.

Das war das Signal.

Was hatte man mit ihnen vor, sollten sie Opfer kommunistischer Blutgier werden? Da galt kein Zagen. Ein Krachen und Splittern, und der Zugang zum Saal war frei. Die paar Männer vom Sturm 41/90 traten in die Hunderte erbittertster Gegner, die Kameraden herauszuholen.

Furchtbares löste den ersten Augenblick lautlosen Schreckens über soviel Tollkühnheit der Nazis ab. Während die Lampen mit einem Schlag verlöschten, schien die Hölle loszubrechen. Eine wütende Horde stürzte sich auf unsere Kameraden. Dolche und Seitengewehre traten in Tätigkeit. So wirkte die Kommune. Die ersten Kameraden hatten auf der Rückseite das Lokal verlassen; dafür ließ die Mordkommune ihre ganze Wut an den vier übrigen Männern aus. Wenige Sekunden hatte es nur gedauert, und das Mordwerk war vollbracht. Ganz vorne lag August Brackmann und rührte sich nicht mehr. SA.-Mann Hannemann schwer zusammengestochen. Die beiden übrigen, mit schweren Kopfverletzungen, retteten sich ins Freie.

Noch während die Mordbuben in der Mühlenstraße an der Pumpe das Blut unserer Kameraden sich von den Fingern wuschen, wurden Brackmann und Hannemann ins Sturmlokal geschafft. Der Sturmarzt legte Notverbände an. Notverbände! Was sollten sie noch helfen, wenn das Seitengewehr tief in den Leib gedrungen war! Die Verletzungen waren entsetzlich und lassen keinen Zweifel zu an der Feststellung, daß die Stiche mit Überlegung und in Mordabsicht geführt worden sind. Vom Sturmlokal aus wurden die Schwerverwundeten noch in der Nacht nach Rostock befördert.

Und dann der 28. Februar, ein Montag banger Sorge. Zwei Elternpaare und ein ganzer SA.-Sturm schwebten in Bangen, und am Abend kehrte Trauer ein in das Sturmlokal, als es zur Gewißheit wurde: August Brackmann tot.

Die Köpfe der versammelten SA.-Männer senkten sich und die Augen suchten den Erdboden. Einer der besten hatte sich zur

Stelle gemeldet beim Sturmführer Horst Wessel. Und in Rostock rang noch einer mit seinem Leben.

Tage vergingen. Der 3. März war Begräbnistag. Wiederum war das Sturmlokal der Platz des letzten Abschieds von einem treuen Kameraden. Hier wurde August Brackmann aufgebahrt. Kleinliche Schikanen einer rotgeleiteten Polizei konnten die Größe der gewaltigen Kundgebung lebendigen SA.-Geistes nicht herabdrücken. Die Männer der Totenwache am Sarg nahmen die Spiegel vom Dienstanzug, vertauschten den braunen Binder gegen den schwarzen, auf Verlangen der Polizei. Denn die SA. war nun einmal verboten, und das mußte äußerlich doch zumindest erkennbar sein.

Der Gauleiter kam nach Tessin und mit ihm der damalige Führer der mecklenburgischen SA. mit zweitausend Männern, Abordnungen der SA.-Einheiten aus allen Teilen Mecklenburgs. Andere Stürme hatten ihre Fahnen entsandt, die dem Kameraden auf seiner letzten Fahrt voranwehen sollten. Sechs SA.-Männer nahmen den Sarg August Brackmanns auf die Schultern, und all die in Tessin zusammengekommenen Männer sandten ihm den letzten Gruß ins offene Grab. Ein leiser Frühwind strich durch die kahlen Friedhofsträucher, erfaßte die Worte des Gauleiters und trug sie hinaus ins Land, an die Stätten, wo andere SA.-Männer des gemordeten Kameraden auf seinem letzten Gang gedachten.

Berlin bleibt rot!

Sturmbefehl: Am Donnerstag, den 7. März 1932, abends 8 Uhr, Sturmabend auf dem Balkan im Lokal „Treffpunkt". Der Sturm 132 der Standarte 4 Berlin ist zum Sturmabend angetreten. Der Sturmführer besichtigt seine Männer, alle stramme Kerle, die wissen, weshalb sie in der SA. sind und wofür sie kämpfen. Wegen des bestehenden Uniformverbotes müssen sie in Zivilkleidern ihren Dienst tun. Der Sturmführer schreitet die graue Front ab und sieht mit innerer Freude in das Auge eines jeden SA.-Mannes. Er freut sich, daß es ihm gelungen ist, in diesem roten Bezirk, der Balkan genannt wird, mit seiner SA. Fuß zu fassen und wieder ein Stück Berlin für die nationalsozialistische

Bewegung zu erobern. Aber der Kampf in diesem Bezirk beginnt erst und es ist notwendig, daß die SA. sich auch hier die Straße erkämpft.

Um seine SA. immer kampfbereit zu halten, spricht der Sturmführer: „Meine SA.-Männer, noch sind keine zwei Monate vergangen, daß wir uns dieses Lokal, in dem die Kommune bisher verkehrte, erobert haben. Zwar sind wir jetzt Herren in diesen Räumen, aber noch nicht in diesem Bezirk, in dessen Zentrum wir liegen. Die Kommune heult vor Wut, daß die ‚braune Pest' sich hier festgesetzt hat, tagtäglich ruft sie in Hetzschriften und Sprechchören die Bevölkerung zum Widerstand auf mit der Parole: ‚Schlagt die Faschisten aus dem Balkan!' Wir werden ihnen heute einen warmen Empfang bereiten! SA.-Männer, ihr wißt, was die Kommune unter einem ‚warmem Empfang' versteht. Aber ich weiß auch, daß keiner unter uns ist, der sich vor ihren Messern und Kugeln fürchtet. Oft genug haben wir es schon beweisen können, daß wir all diesem Terror trotzen, unser Mut und unsere Entschlossenheit sind stärker als ihre Hetze. Als Beweis dafür zeigt es sich, daß wir immer neuen Zuwachs, besonders aus dieser Gegend, erhalten. Im Vertrauen auf euren unerschütterlichen Willen, diese Gegend für uns ganz zu erobern, setze ich mich gern an die Spitze des Sturmes, um jedem in diesem schweren und blutigen Kampf Führer und Kamerad zu sein. — Heute abend ist nun wie immer damit zu rechnen, daß rote Horden einen Überfall auf unser Sturmlokal oder auf einzelne SA.-Männer planen. Aus diesem Grunde bleiben wir hier zusammen, um einen etwaigen Angriff gemeinsam abwehren zu können oder die Straßen von diesem Gesindel zu säubern."

Als wir nach dem Sturmabend noch im Lokal zusammensitzen, kommen wir dazu, über Straßenschlachten zu sprechen. Jeder will etwas erzählen und die anderen übertrumpfen.

Einer aber schweigt, ein blühend frischer SA.-Mann, wohl Anfang der Dreißiger, seine Augen glänzen bei den Gesprächen, aber er sagt nichts, denn er ist erst seit einigen Monaten in der SA. und will sich nicht vor den älteren SA.-Männern aufspielen. Aber da klatscht ihm ein Satz ins Gesicht:

„Warum sagt denn der Fritz Hellmann nichts, der war doch bei den Freikorps?"

Und nun beginnt er und erzählt von all den Kämpfen im Freikorps Lützow, zuerst in Berlin, dann Braunschweig, München und im Ruhrgebiet. Genau vor zwölf Jahren hatte er als 20jähriger in Berlin am Schloß, Marstall und in Neukölln gekämpft. Er erzählt von der Taktik im Straßenkampf, von Haussuchungen, Barrikadenbau, Ausfindigmachen von Schützennestern. Da gab es keine Ruhe, immer ging es wie eine wilde Jagd hinter diesen feigen Mordgesellen her, sogar über Dachböden und Dächer hinweg. Von überall her fegten Geschoßgarben aus sicheren Verstecken auf sie, die Lützower. All die Situationen, in denen er sich befand, schildert er, nicht, um sich wichtig zu tun, sondern um seinen Kameraden die Erfahrung mitzuteilen, die jeder im Straßenkampf haben muß. Er spricht von Hinterhälten, in die sie gelockt wurden. Es kam vor, daß jemand aus dem Fenster jämmerlich um Hilfe schrie; es war furchtbar mitanzuhören, es krampfte sich das Herz zusammen; sie mußten hinauf, rammten die Tür dieser Wohnung auf. Da fielen aus der Wohnung Schüsse, im gleichen Augenblick wurde vom oberen und unteren Stockwerk geschossen. Sie waren in eine Falle geraten.

Bei solchen Überfällen floß viel teures Blut. — Als die Freikorps der Reichswehr eingegliedert werden, wird er Reichswehrsoldat. Noch nach zwölfjähriger Dienstzeit hat er diese mordenden roten Horden nicht vergessen und wird durch eine innere Stimme gezwungen, diesen Kampf wieder aufzunehmen. Sofort nach seinem Abschied aus dem Heere geht er zur SA. als Kämpfer für ein neues, größeres und besseres Deutschland.

Nun steht er seit einigen Monaten in der SA., bereit, ohne Waffen gegen das rote Untermenschentum anzukämpfen. Aus seinen Erzählungen geht die Gewißheit hervor, daß er sich mit ganzem Herzen für die nationalsozialistische Bewegung und ihren Führer Adolf Hitler einsetzt.

Mit glühendem Gesicht spricht Friedrich Hellmann zu seinen Kameraden. Da durchschneidet die Stimme des Sturmführers den Raum. Die Gespräche verstummen und der Sturmführer verkündet, daß die Männer nach Hause gehen können. Die Kommune hat sich nicht blicken lassen. SA.-Streifen haben in den Straßen nichts von ihr sehen können.

Die SA.-Männer rücken bald danach truppweise ab und gehen

in ihre Wohnbezirke. Der Trupp Elbing ist auf dem Wege zu seinem Trupplokal. Der Weg dorthin führt durch dunkle Straßen, unter einer Eisenbahnbrücke an der Gasanstalt entlang zur Elbinger Straße. Dort will sich Hellmann verabschieden, um noch das Sturmlokal des benachbarten Sturmes 2 in der Pasteurstraße aufzusuchen. Kameraden reden ihm zu, mit ins Trupplokal zu kommen, da ja auch seine Wohnung in dessen Nähe liegt. Aber er läßt sich nicht überreden, er habe im Sturm 2 noch wichtige Dinge zu erledigen.

Hellmann mußte diesen Weg gehen. Ein SA.-Mann begleitet ihn. Im Sturmlokal der 2er befinden sich noch ein Dutzend SA.-Männer. Sie freuen sich, daß Hellmann zu ihnen kommt; überall haben sie diesen treuen und ehrlichen Kerl gern. Plötzlich schrillt das Telephon. Der Sturmbannführer gibt bekannt:

„Die Kommune klebt, die SA. muß sofort auf die Straße."

Zu zweien oder dreien gehen die SA.-Männer hinaus, Hellmann mit. Die Straßen werden durchsucht, es scheint aber alles ruhig zu sein. Hier und da klebt jedoch ein frisches Plakat der KPD. an der Hauswand. SA.-Männer reißen es ab, gehen weiter, aber es ist nichts zu sehen von den Zettelklebern. Da — die Christburger Straße, die Verlängerung der Pasteurstraße — ist ja völlig dunkel. Keine Straßenlampe brennt. Einige SA.-Männer gehen hinein. Es herrscht eine unheimliche Stille und unbehagliche Finsternis. Hier und dort stehen einige dunkle Gestalten in den Haustüren. Schiebermütze tief im Gesicht, Halstuch mit großem Knoten, Hände in den Hosentaschen. Die SA.-Männer wissen jetzt, was hier vorgehen soll. So arbeitete die Kommune, wenn sie einen von uns umlegen wollte. Sie wissen auch, daß diese roten Halunken ihre Hände nicht zum Spaß in den Taschen haben, sondern irgendein Mordinstrument griffbereit umfassen. Es riecht sauer! Aber keiner fürchtet sich vor diesen Mordbanditen, obgleich sie wissen, in welcher Lage sie sich befinden. Abscheu und Verachtung steigen in jedem auf, der die Methoden der Kommune kennt, der weiß, mit welcher Hinterlist und Mordgier die Bestien in Menschengestalt arbeiten. Sie wissen, wenn sie jetzt zurück wollen, werden die Banditen über sie herfallen, darum gehen sie weiter. Schon wird ihnen der Weg versperrt, und sie werden von mehreren angepöbelt:

„Nazischwein, nimm det Abzeichen ab!"

Aber ohne Antwort zu geben, teilen die SA.-Männer Boxhiebe aus oder schlagen mit dem Schulterriemen zu, den sie als einzige Waffe bisher um den Leib geschnallt hatten.

Die Kommune flüchtet in die Häuser, ihre sichersten Schlupfwinkel. Und wehe dem, der eine Verfolgung in die Häuser aufnimmt; er kehrt nicht mehr zurück. Die SA.-Männer müssen schleunigst umkehren. Am Ende der Straße sehen sie die Lampen der Greifswalder und Pasteurstraße brennen. Da müssen sie hin, um das Sturmlokal zu erreichen. Aber erst müssen sie an zwei Lokalen vorbei, die voll von Kommune sind. Aus den Hausfluren und Bierlokalen drängen die roten Horden und greifen von allen Seiten an. Jetzt heißt es, sich durchschlagen. Die SA.-Männer erwehren sich ihrer Haut. Jeder von ihnen blutet, aber auch jeder von ihnen schwingt seinen Schulterriemen und schlägt zu, ganz gleich wohin er trifft. Sie kommen durch und erreichen die hellerleuchtete Straße; SA.-Männer kommen ihnen entgegengelaufen, die ihnen helfen wollten. Da bellen Schüsse durch die Nacht!

Die Kommune schießt!

Die SA.-Männer suchen Deckung, werfen sich hin. Die Schüsse fallen aus dem Dunkel, sie kommen aus den oberen Stockwerken, von den Dächern und von der Straße. Die SA. bekommt von allen Seiten Feuer. Die Geschosse schlagen auf das Pflaster, sie zwitschern in hellen, summenden Tönen, die Männer müssen aufspringen, sie sind ohnmächtig gegen solche brutale Gewalt. Das Pflaster sprüht Funken. Furchtbar ist die Musik des Mordes. Drüben, da wankt einer, läuft — ruft — der Ruf geht unter in dem Getöse der Schießerei. Er läuft weiter die Pasteurstraße hinauf, in Richtung zum Sturmlokal, er torkelt hin und her, jetzt bricht er zusammen. Man hört seinen Ruf:

„Helft mir, ich bin getroffen."

Wieder zwitschern die Geschosse, er liegt mitten auf dem Fahrdamm, überall sprühen Funken. Die schweren Geschosse peitschen auf das Pflaster. Aber der SA.-Kamerad hat gerufen und in jedem schreit die innere Stimme, dorthin zu rennen: Du mußt ihn retten und wenn es dein Leben kostet! Schon springen drei oder vier Männer über die Straße, hüpfen breitbeinig in die Höhe, wenn die

Geschosse zwitschern und das Pflaster Feuer spuckt. Jetzt sind sie bei ihm, packen ihn und reißen ihn in die Höhe, und mit sonst unbekannter Kraft geht es zurück zum Sturmlokal. Der getroffene SA.-Mann ist geborgen, es ist Friedrich Hellmann. Sie legen ihn auf einen Tisch und reißen ihm die Sachen auf. Schwerer Durchschuß durch den Bauch. Der Schwergetroffene ist bei Bewußtsein, sagt nichts, sieht, wie sich die Augen der sonst so harten SA.-Männer mit Tränen füllen. Er weiß, daß der Tod nach ihm gegriffen hat. Einen Augenblick kann keiner den großen Schmerz verbergen, der beim Anblick des ruhigen, tapferen, schwerverwundeten Friedrich Hellmann in das Herz eines jeden schneidet. Aber sofort reißen sich die Männer zusammen. Es muß Hilfe geschaffen werden.

Die Schießerei hat aufgehört. Ein Auto wird angehalten und Friedrich Hellmann zum Horst-Wessel-Krankenhaus gebracht. Drei Tropfen Blut bleiben auf dem Tisch zurück, auf dem er gelegen. —

Im Sturmlokal treffen immer mehr SA.-Männer ein, die das Schießen gehört haben und zu Hilfe eilen wollten. Sie kommen zu spät. Im Sturmlokal herrscht eisiges Schweigen. Die Hinzugekommenen fragen, was geschehen ist, und hören die schreckliche Antwort:

„Fritz Hellmann ist schwer verwundet."

Dann wieder Schweigen. Im stillen schwört jeder, die rote Pest mit Stumpf und Stiel auszurotten und unermüdlich Tag und Nacht für Adolf Hitler einzustehen, um mit ihm die Mordschlange zu überwältigen. Haß und Erbitterung erfüllt jeden.

Mit gebeugtem Kopf stehen und sitzen sie umher, keiner ist eines Wortes mächtig, und jeder würde es als unerträglich empfinden, wenn einer sich in Worten oder Betrachtungen ergehen würde. Der SA.-Mann muß in der schwersten Stunde mit sich allein fertig werden. Der Sturmbannführer geht durch den stillen Raum, der nicht mehr wie ein Bierlokal, sondern wie eine feierliche Halle anmutet. Leise sagt er zu zwei Männern:

„Ihr müßt die Eltern benachrichtigen."

Sie schütteln den Kopf. Diese Aufgabe ist zu schwer. Sie können wohl im stärksten Feuer ihren Mann stehen, aber dieses Unfaßliche den Eltern sagen, das können sie nicht. Einer muß aber die schreckliche Nachricht überbringen. Endlich findet sich einer,

der will es tun. Er weiß noch nicht, ob er die Worte über die Lippen bekommt, aber die Notwendigkeit zwingt ihn, den schweren Schritt zu wagen. Ein anderer geht mit. Und während sie auf dem Wege sind, denken sie an ihn, ihren Friedrich Hellmann.

Je näher sie dem Ziele kommen, desto schwerer wird die Bürde, die sie übernommen haben. Sie stehen vor der Wohnungstür, und keiner wagt zu klingeln.

Es ist nach Mitternacht. Das Klingeln wird die Eltern jäh aus dem Schlafe reißen. Sie zögern, jedoch es muß sein. Das Blut schießt durch die Adern, als die Klingel unbarmherzig schrill die Nacht durchreißt. Sie hören aufgeregte Stimmen, der alte Hellmann öffnet die Tür.

Die Männer können nichts sagen.

Der Vater fühlt, daß seinem Sohn etwas zugestoßen ist. Und eindringlich fragt er:

„Was ist meinem Fritz geschehen?"

Da löst sich die Zunge des einen Mannes, er spricht zögernd von Kommune, Schießerei und Krankenhaus. Schwer treffen die Worte den Vater.

Am nächsten Tage durcheilt die Todesnachricht die Stürme der Standarte 4. Scharführer Friedrich Hellmann war am Vormittage seinen schweren Verletzungen erlegen. Die Eltern weilten seit der Nacht in seiner Nähe. Aus ihren Augen sprachen Gram, Sorge und Schmerz. Ihr Sohn, der sich zwölf Stunden gegen den unerbittlichen Tod wehrte, war in diesen schwersten und letzten Stunden seines Lebens hart gegen sich selbst. Trotz der fürchterlichen Schmerzen kam kein Klageton über seine Lippen. Er zeigte, daß er auch im Sterben Soldat sein wollte. Und als der Tod an sein Bett trat, bemerkten es die Eltern nicht; Friedrich Hellmann aber sprach die letzten Worte:

„Ich möchte an der Sonne liegen."

Die Sehnsucht nach dem Strahlenden, Hellen und Edlen lebte in ihm, auch als er sterben mußte. Sein Leben hatte er eingesetzt, um für sein Volk wieder die leuchtende Sonne zu erobern, und sein Sterben stand noch im gleichen Zeichen. Er war ein soldatischer Kämpfer in seinem Leben und in seinem Sterben.

Aber unergründlich ist der Haß und die Schikane des dama-



„Helft mir, ich bin getroffen!“

ligen Staatssystems gegen die Nationalsozialisten. Selbst vor dem Toten machen sie nicht halt. Der leblose Körper wird beschlagnahmt und ins Leichenschauhaus geschleppt. Nach vier Tagen dürfen die Eltern und SA.-Kameraden ihn abholen. Großzügig genehmigt der Jude Isidor Weiß, daß ein deutscher Mann nun endlich bestattet werden darf.

Im Leichenschauhaus finden die Eltern und SA.-Kameraden ihren guten Freund aufgebahrt. Stolz liegt er im Sarge. Das Braunhemd schmückt ihn.

Nie durfte er es in seinem Leben tragen. Die SA. wird beschimpft und in den Dreck gezogen, die Regierung verbietet ihr seit mehr als einem Jahr das Tragen der Uniform. Um so stolzer sieht nun unser Friedrich Hellmann aus, und wie wir so stehen und ihn grüßen, da wissen wir, daß wir nicht zögern würden, ihm nachzufolgen in den Tod für Deutschland.

Als wir Friedrich Hellmann in die Kapelle überführt haben und den Friedhof verlassen, hören wir, daß die Regierung Brüning die SA. verboten hat. Wir sind ergrimmt über dieses Verbot, das neuen Terror bedeutet. Aber sie können uns nicht verbieten. Solange wir leben, sind wir SA.-Männer und stehen ein für Adolf Hitler, für ein Drittes Reich. Und wenn sie uns auch totschlügen, aus unserm Blut erwüchse eine neue und größere Saat, die nicht durch Gesetz oder Terror ausgerottet werden kann.

Am Nachmittag des 12. März ist die Beerdigung festgesetzt. Die Straßen in der Nähe des Friedhofs sind voll von Menschen, Neugierige und Mordbegierige der Roten Front. Heute sehen wir anders aus wie sonst. Wir tragen kein Räuberzivil, keinen SA.-mäßigen Anzug aus der Zeit des Uniformverbots, sondern einen einfachen schwarzen Anzug. Wir gehen durch die Menschenmenge. Am Friedhof steht Polizei. Die Sturmfahne darf am Grabe des SA.-Mannes nicht gezeigt werden. Auf dem Friedhof sind viele Parteigenossen versammelt. In der Kapelle sind die Feierlichkeiten beendet. Jetzt werden die Türen geöffnet, Trauermusik setzt ein. Ein Hakenkreuzfähnlein am dünnen Fahnenstock wird vorangetragen. Sechs SA.-Männer im schwarzen Anzug folgen feierlich-ernst mit dem schweren Sarg, der mit einer Hakenkreuzfahne geschmückt ist. Schwer geht es den Berg hinan zur Grabstelle.

Ernst in verhaltener Wut schreiten die SA.-Männer mit ihrem toten Kameraden. Traurig wuchtet das Lied des Musikzuges über sie hinweg. Sie sehen nichts, fühlen nur das tiefe Leid, das ihnen die teuflische Brut der Marxisten angetan hat. Sie hassen nur und wollen kämpfen und sterben für ihren Glauben an Deutschland wie ihr Kamerad Friedrich Hellmann. Am Grabe steht der Fahnenträger des Sturmes 132, dem Hellmann angehört hat. Seine Hand umfaßt keinen Fahnenschaft, die Fahne flattert nicht im Winde. Traurig schauen viele auf ihn, dessen Ehre es sein mußte, die Sturmfahne dem Toten voranzutragen. Aber seine Augen leuchten, denn er trägt das Fahnentuch bei sich um seinen Leib. Keiner sieht dieses heilige Zeichen, aber seine Nähe macht uns frei.

Am Grabe spricht der Pfarrer. Leise tönt das Lied vom guten Kameraden. Darauf ergreift der Standartenführer das letzte Wort.

„Wieder stehen wir an einem frischen Grab und senken dich hinab in die kühle deutsche Erde. Dein Leben war Kampf gegen das Verderben und die Vernichtung des deutschen Volkes durch Verräter und Rebellen. Im Freikorps und in der SA. standest du Tag und Nacht für das Leben deines Volkes ein und setztest selbst dein eigenes aufs Spiel. Groß ist die Kraft, die dich befähigte, dies zu vollbringen. Wie oft sahst du dem Tod in die Augen, und wie wenig erschrakst du vor ihm. Du hast ihn nicht gefürchtet, auch nicht, als er zu dir kam und seine Hand dir reichte. Du warst ein ganzer Mann, der stets bereit war, für Deutschland zu sterben. Du liegst hier bestattet, doch dein Geist lebt in uns und führt uns an zu neuem Kampf.

Dein Leben und Sterben wird uns Ansporn sein, tapfer und unverdrossen gegen den Wahnwitz des Klassenkampfes zu streiten.

Edles deutsches Blut tränkt überall deutschen Boden. Viele sind vor dir gefallen, und viele werden dir noch folgen. Aber einst wird kommen der Tag, an dem der blutgetränkte deutsche Boden seine Opfer wieder hergibt. Das Freiheitszeichen wird dann über ein freies Reich wehen. Voran ziehst du im Sturm unseres Horst Wessels hinweg über deutsche Erde und deutsche Menschen, die Klassenwahn, Haß und Bruderkrieg abgeschüttelt haben."

Als die SA.-Männer und Parteigenossen ihrem Kameraden die letzte Ehre erwiesen haben und sich der Friedhof zu leeren beginnt, da geschieht das Ungeheuerliche. Einer der roten Strolche wagt es, in das frische Grab zu speien. Harte Fäuste schlagen den ehrlosen Schuft zu Boden. Die Wut, die jeder bisher zurückgehalten hat, bäumt sich auf. Es entsteht eine ungeheure Unruhe, die Erbitterung ist grenzenlos. Jedoch jeder hat sich durch Disziplin und Energie in der Gewalt, wie es der Führer in diesen schweren Kampfjahren von jedem Nationalsozialisten fordert. Wenn nicht die eiserne Selbstbeherrschung gewesen wäre, so könnten die Folgen von unabsehbarer Tragweite gewesen sein.

Kaum ist der Sarg hinabgesenkt, da arbeitete Rotmord mit seinen gemeinsten Mitteln. Was Menschen heilig und unantastbar war, das mußte von diesen Bestien in den Schmutz gezogen werden.

Je schwerer und blutiger der Kampf um Berlin wird, desto enger schließen sich die Reihen der Kämpfer im Braunhemd. Trotz Verbot und Rotmord marschiert die SA. weiter. Bald schallen ihre Kampflieder wieder durch die grauen Straßen. Unvergeßlich bleibt für uns der soldatische Tod unseres tapferen Kameraden. Der Sturm 132 trägt in seiner Fahne die Inschrift „Friedrich Hellmann". Bei jedem Marsch flattert uns die Totenfahne voran. Zäh und verbissen folgen wir ihr, und wenn der Kampf um Deutschlands Befreiung uns zu schwer erscheint, dann flößt sie uns neuen Mut und Angriffslust ein. Die Blutfahne verpflichtet uns stets aufs neue und erinnert uns an den unbekannten SA.-Mann.

Ein Soldat unserer Idee

Am 22. Juni 1935 waren drei Jahre vergangen, seitdem der Scharführer Helmut Köster im Südwesten Berlins einem kommunistischen Feuerüberfall erlag.

Juni 1932. Nach dem letzten Verbot steht die SA. überall im Reich marschbereit zum Endkampf. Allenthalben rüsten die Stürme zum letzten Einsatz, der das Reich erobern muß. Der 21. Juni bringt endlich die Aufhebung des Uniformverbots. Am gleichen

Abend ist für den Sturm 24, dem Helmut Köster seit dem Jahre 1930 angehörte, Sturmappell angesetzt.

Vielwinklig sind die Straßen im Südwesten Berlins, um den Kreuzberg herum. In endlosen Mietskasernen wohnen in diesen trüben Tagen des unaufhaltsamen deutschen Niederganges die verhetzten Massen deutscher Arbeiter, die in tragischer Verkennung der wahren Feinde des Volkes unserer SA. mit Haß und Verachtung begegnen, die auf dem heißen, blutgesegneten Boden Berlins seit Jahren für die Idee Adolf Hitlers wirbt.

In einem kommunistischen Verkehrslokal, nicht weit vom Sturmlokal „Die Hochburg", stehen die Mörder schon bereit, werden die Waffen fertiggemacht für den Überfall.

Man weiß im Sturmlokal längst, wie die Dinge stehen, man fühlt, daß es sich diesmal nicht um eine harmlose Rempelei, sondern um einen organisierten Überfall handelt. Geschlossen verlassen deshalb die Männer ihre Bleibe, wollen in selbstverständlicher Zusammengehörigkeit einen nach dem anderen nach Hause bringen. Einige SS.-Kameraden schließen sich dem Troß an. Vor dem Lokal der Kommune auffallend starker Verkehr, viele Gestalten, anscheinend harmlos zusammengekommen, aber mit finsteren Absichten. An einer Straßenkreuzung geschieht dann der bereits erwartete Zusammenstoß. Einige Kameraden werden vom Haupttrupp hoffnungslos in eine Seitenstraße abgedrängt, unter ihnen Helmut Köster. Dann fallen Schüsse, wie viele, zählt keiner. Aus mehreren Pistolen wird auf die Abgedrängten geschossen, die sich nicht wehren können, da sie waffenlos sind und nur den heiligen Zorn über den feigen Überfall im Herzen tragen. Es geht dann alles sehr schnell. Polizei ist plötzlich da, verhaftet in der ersten Bestürzung — die SA. ... Die Mörder schluckt die Nacht. Erst auf der Wache erfahren die Männer, daß einer von ihnen schwer verletzt ist. Das Schlimmste, das Erschütternde aber wissen sie noch nicht: Helmut Köster ringt im Krankenhaus mit dem Tode ... Ein Kopfschuß hat seinem jungen Kämpferleben ein Ende gesetzt.

In der Stunde, da er fiel, stand drei Jahre später die Standarte 8 an der Mordstelle, um Helmut Kösters zu gedenken, der ein Soldat der Idee, ein Soldat des deutschen Idealismus gewesen ist. Dumpf hallen die Trommeln in den nächtlichen Straßen

Berlins, um deren Besitz deutsche Männer und Jünglinge einst mit heißem Glauben an die Erfüllung ihres Werkes kämpften. Die Fahnen stehen umflort. Die Männer, die hier im Angesicht der Todesstätte des Gefallenen die Wacht halten, haben harte, trotzige Gesichter mit scharfen Linien darin, Helmut Kösters Kameraden im Leben und im Sterben, die trotz Verfolgung und der täglichen Bedrohung des Daseins die Fahne hochhielten, bis der Tag kam, an dem unser Banner über dem neuen Reiche aufging.

Die Fahne muß stehen, wenn der Mann auch fällt!

Das war auch der Sinn der Worte, die der Führer der Standarte 8, Standartenführer Karl Heck, an der Mordstelle Helmut Köster in die Ewigkeit nachrief. Über dem Leid der Vergangenheit, über den Gräbern der toten Kämpfer ist die Saat herrlich aufgegangen. Der starke Glaube, der einst die Gefallenen befähigte, Not und Schmerzen um der Idee willen auf sich zu nehmen, hat das Reich erobert. Dieser Glaube lebt weiter in uns, bis an das Ende unserer Tage, und verbürgt Deutschlands Größe und Kraft.

Unter den Klängen des Liedes vom guten Kameraden versinkt leise die Nacht. Helmut Köster rief uns an aus der Ewigkeit. Er starb, damit Deutschland lebt!

Der Blutsonntag von Altona

Am 22. Juli 1932 wurden in Altona die SA.-Männer Koch und Büddig begraben. Sie starben, nachdem fünf Tage vorher, am 17. Juli 1932, die Altonaer und Hamburger SA. und SS. sich das Recht auf die Straßen der „proletarischen" Stadtteile Altonas erzwungen hatten. Dieser Marsch ist in der Geschichte der Bewegung mit Blutschrift eingetragen, denn es fielen unter dem Feuer der „Antifaschistischen Aktion" die SA.-Männer Heinz Koch und Peter Büddig vom Sturm 22/31 Altona, die Parteigenossin Frau Winkler und 15 unbeteiligte Volksgenossen, die den Zug begleiteten oder als Passanten in die Schußbahn der kommunistischen Dachschützen gerieten.

Jahr um Jahr ist ins Land gegangen, Monate um Monate flossen dahin in immer gleichem Einerlei. Immer Kampf, immer Opfer, immer Blut. In diesem Monat weniger als sonst, in jenem

mehr. Flaut heute die Terrorwelle ab, dann erhebt sie sich morgen wieder zu entsetzlicher Höhe. Immer der gleiche Bericht, der aus der Nordmark zum Führer nach München geht: Kampf, Opfer, Blut.

Die Toten von Wöhrden haben wir begraben in Schleswig-Holstein, in Hamburg liegt Keßler erschlagen, Dreckmann zu Tode getrampelt, Hahn und Brands an einem Tage vor wenigen Monaten erst erschossen, Heinzelmann liegt im Sterben, und in den Krankensälen von Altona und Hamburg liegt Mann neben Mann norddeutsche SA. Schwerverwundet, leichtverwundet. Schußwunden, Stichwunden, Hiebwunden. Einige bleiben für immer Krüppel. Der Nationalsozialismus muß durch ein Meer von Blut zu seinem Ziele schreiten.

Aber die SA. marschiert. Immer das eine Ziel im Auge, Deutschland und immer den einen Führer nur, Hitler. Und das Recht auf die Straße gibt die SA. nicht preis. Niemals mehr. Das war vor Jahren so, das war gestern so, das wird morgen so sein.

Und morgen ist Propagandamarsch durch das rote Altona. Morgen, Sonntag, den 17. Juli 1932. Es sollte ein Blutmarsch werden!

Der Zeiger der Uhr rückt langsam vorwärts. Minute auf Minute verrinnt, und jede Minute bringt neue SA.-Männer zur Palmaille in Altona, zu der Straße, die als Sammelplatz für die Stürme der Altonaer, der Hamburger und der Südholsteiner SA. befohlen war. Lastwagen knattern heran, werfen braune Kolonnen ab. Die Vorortszüge schaffen Sturmbanne und Stürme herbei. Straßenbahnen speien Sturmsoldaten über Sturmsoldaten aus. SA. ist es, SS., Marine. Die Garde der Altonaer SA. marschiert auf, der Richter-Sturm unter seinem Führer Richter, die Elfer aus Hamburg-Barmbeck kommen mit verblichener Fahne, Schutzstaffel tritt an, Hamburgs SA.-Marine jetzt, sie haben einen ihrer Besten, Heinzelmann, sterbend im Wasserbett des Krankenhauses liegen. 8000 sind es jetzt. 10 000. Dann, 12 Uhr, Verbände formieren sich, Führer machen Meldung, Ordonnanzen notieren Zahlen und Zahlen. Ein hartes Kommando dröhnt über die Reihen, Gruppenkolonnen schwenken ein, Fahnen steigen hoch und Standarten. Das Locken der Spielleute, der aufwühlende Marsch der ersten Kapelle. 12 000 Mann marschieren.

Lachende Gesichter überall, Winken, Rufen. Parteigenossen und Volksgenossen stehen in endlosen Reihen am Wege, wie eine Mauer umsäumen sie Straße um Straße. Jubel ist überall, Jubel und Freude und helle, stürmische Begeisterung. Wie erzene Klötze, so ziehen die Stürme dahin, blutrot das Tuch der Fahnen, golden glänzend die Adler der Standarten.

Durch lange Straßen, lange, graue Straßen geht der Marsch: Arnoldstraße, Rothestraße. Jetzt nach Bahrenfeld hinein, ins rote Bahrenfeld. Der Altonaer SA.-Mann lacht still vor sich hin. Da wird die Kommune staunen, da wird sie schweigen vor ohnmächtiger Wut. Heute zahlen wir heim, durch machtvolle Demonstration, was sie uns angetan in Bahrenfeld in all den langen Jahren.

Doch Bahrenfeld schweigt.

Das rote Bahrenfeld ist still. Wohl stehen Tausende am Wege, doch kein Lachen, kaum ein Ruf. Der SA.-Mann findet die ihm so wohlbekannten Kommunetypen nicht. Wo sind sie? Warum schweigen sie, die doch sonst immer heulen? Sollte Wahrheit werden, was man seit Tagen munkelte? Sollten sie zusammengezogen sein an irgendeiner anderen Stelle? Sollte stimmen, was die Hamburger sagten, daß auch in Barmbeck der Pöbel fehlte beim Abmarsch und in Rothenburgsort und auf der Veddel und in der Hamburger Neustadt? Ein leises Ahnen steigt, wird 'runtergewürgt und wühlt sich wieder hoch. Sollte es blutig werden heute?

Die ersten Gedanken verschwinden wieder. Ottensen wird mitgenommen im Marsch, jetzt wieder das Zentrum der Stadt. Marktstraße, Mörckenstraße. Und dann wird wirklich Wahrheit, was bisher nur geahnt wurde, harte, unerbittliche, blutige Wahrheit.

In der Grünestraße und in der Papagonienstraße krachen Pistolen.

Das Echo rollt an den Wänden entlang, den Schall verstärkend. Von Dächern und Balkonen, aus Kellern und Erkern pfeift Schuß um Schuß. Ein Sturm SA. tritt weg, säubert die Straße. Doch dann ist auch schon Polizei heran. Maschinenpistolen rattern, Karabiner gehen hoch. Hier noch ein Schuß, dort noch einer. Dann schweigt das Feuer.

Der erste Feuerüberfall ist vorüber. Die Kommune gab ihre Karte ab, die Kommune stellt sich vor. Hier spricht Moskau, hier

spricht die Antifaschistische Aktion. Hier sprechen Pistolenkugeln. Ein Ruf gellt über die Straßen, wird zum Geheul, zum wilden, tierischen Schrei: „Nieder mit der braunen Mordpest! Altona bleibt rot!"

Der Ruf bleibt hängen in der Luft, liegt über dem Gesang der Kolonnen, schlägt durch den Marschtritt der Bataillone. Altona bleibt rot! Der SA.-Mann lacht, ein trotziges, hartes Lachen. Das strahlende Leuchten ist aus den Augen verschwunden, der stolze Zug von den Lippen geweht. Hier wird nicht gefackelt, hier wird nicht debattiert, hier gilt keine Idee mehr und kein Programm, hier heißt es marschieren. Marschieren, wenn unter den Einschlägen von Pistolenschüssen Scheiben zerklirren und Mörtel von den Wänden rieselt. Hier heißt es marschieren, und wenn da von vorne auch tausendmal die Kommune kreischt.

Marschieren, marschieren. Die Breite Straße entlang.

Der Pöbel heult.

Jetzt durch die Bachstraße. Hier haben sich neue Terrorgruppen der Kommune festgesetzt. Wieder bellen die Pistolen. Aus den Häusern, von einer Straßenüberführung herunter kracht es und blitzt es. Neben einem hünenhaften Standartenführer der Schleswig-Holsteiner schlägt blutend ein SA.-Mann hin. Richtet sich wieder auf, erhebt sich und marschiert. Eine Stockung kommt in die Truppe. Sie sind die Stadt nicht gewohnt, sie lieben sie nicht, nein, sie hassen sie und fühlen sich wie zwischen Kerkermauern in diesen schmalen Gassen. Unruhe läuft durch die Reihen. Da dröhnt das Kommando des Standartenführers über die Truppe. „Schritt aufnehmen!" „Singen!" Das Horst-Wessel-Lied klingt auf. Ein Führer bewies, daß er Führer ist. Sie marschieren weiter. Was fällt, das fällt. Sanitäter nehmen die Verwundeten hoch. Und wieder greift Polizei ein. Säubert die Straßen. Schießt, wo sich noch ein Fenster öffnet. Ohne Tote kommen die Stürme durch.

Jetzt geht es die Große Bergstraße hinauf, in die Große Johannisstraße hinein. Vorne marschieren die Altonaer und Schleswig-Holsteiner, und wenn sie bis jetzt nicht begriffen haben, daß Moskaus Stimme aus Pistolen schreit, jetzt wissen sie es, jetzt kommt die grinsende Fratze zur Schau. Hier steht nicht Marxist gegen Nazi, hier steht nur noch Tier gegen Mensch.

Tiere, die Menschenantlitz tragen und Pistolen besitzen, gegen Menschen, die im Braunhemd gehen und waffenlos sind. Hier beginnt jetzt ein Morden und Würgen, ein feiges Abknallen aus sicherer Deckung, ein Massenmord, wie ihn die Geschichte der deutschen SA. nie wieder erlebte. Das ist alles so grenzenlos feige, so unmenschlich gemein, daß niemand, der nicht in diese Fratzen starrte, auch nur ein Ahnen davon haben kann.

Sturm 1, Sturm 2 und Sturm 5 der Standarte 31 tragen die Hauptlast dieses einseitigen Kampfes. Das sind die Altonaer, ihnen gilt der Haß der Kommune seit Jahren, von ihnen schlugen sie so manchen schon zuschanden.

Das „Rote Haus", das Parteihaus der Kommune, gleicht einer Festung. Schuß auf Schuß jagt aus den Fenstern, von den Dächern.

Hier fällt einer nieder, dort einer. Zivilisten greifen sich plötzlich an die Stirn, an den Leib, brechen stöhnend zusammen. Panik läuft über die Menge, sie jagt in wilder Flucht davon. Die SA. marschiert, denn hier gibt es keine Deckung, hier gibt es nur regellose Flucht oder marschierende Kolonne. Und Flucht? Da beißen sie lieber die Zähne zusammen und starren nach vorn, wo die Fahne steht, und setzen Fuß vor Fuß.

Jetzt ist die Hölle los. Sturm 2 ist an der Ecke Marienstraße und Große Johannisstraße unter Salvenfeuer genommen. Grauen steigt dem SA.-Mann ans Herz. Nur noch das furchtbarste Grauen. Schuß auf Schuß, immer wieder, Schuß auf Schuß.

Da sinkt einer zusammen, greift zum Herzen hin. Blut fließt auf schmutziges Pflaster. Warmes, rotes Blut. Läuft über das Gold des Trauringes an der rechten Hand. Eine Meldung geht durch die Formation. Zum Führer hin.

SA.-Mann Koch gefallen. Herzschuß.

Und wenig weiter sinkt noch einer in sein Blut. Büddig ist's. Den Leib zerriß eine Kugel, das Rückgrat ist getroffen. Und wieder läuft die Meldung durch. SA.-Mann Büddig gefallen. Bauchschuß.

Zwei Tote liegen auf Altonas Pflaster. Zwei tote Soldaten Adolf Hitlers. Eine wilde Wut steigt in den Männern des Sturmes 2 hoch, namenlose Wut, denn beide sind brave Kerle, sind saubere Kämpfer, und um beide weint eine Familie daheim. Um beide.

Jetzt fällt auch Blubzinski von 2. Frank von 1. Und dann sind sie kaum noch zu zählen, die bluten. Sanitäter verbinden die einen, die anderen verbinden sich selbst und — marschieren, marschieren.

Die Polizei greift erbarmungslos ein. Maschinenpistolen bellen durch die Straßen, säubern den Weg. Hier und dort wird ein kommunistischer Schütze mit der Waffe niedergeschlagen. Berittene Polizei prescht heran. Wut hat auch die Polizei erfaßt. Wut gegen soviel Feigheit und Gemeinheit, und sie haben selbst Kameraden zu rächen, die blutend zurückgehen mußten. Das Gros des Zuges ist schon lange von der Polizei durch andere Straßen geleitet worden. Willig folgen die SA.-Führer den Bitten der Polizei, denn Wahnsinn wäre es, hineinzulaufen in diese Hölle. Zurückgehen? Nie. Aber unnütz das Blut der Besten opfern? Das wäre unverantwortlich gewesen.

So marschieren nur noch drei Formationen durch den langsam abebbenden Feuerhagel. Die SA.-Standarte 31 (Sturm 1, 2, 4 und 5), die 4. SS.-Standarte und der Marinesturm Altona.

Und wo sie marschieren, da fließt ihr Blut, immer wieder ihr Blut.

In der Unzerstraße, Schauenburger Straße, Weidenstraße, Blumenstraße, Gählersplatz. Jetzt in die Lohmühlenstraße hinein. Immer noch wird geschossen, immer noch. Kommune schießt. Polizei schießt. Gasbomben sind geworfen worden in der Lohmühlenstraße. Chlorgas schwelt nebelgleich hoch. Sie müssen hindurch und weiter, weiter. Jetzt geht's zum Lornsenplatz hinüber. Wieder Schwerverletzte, meist Zivilisten, Tote auch. SA. blutet, Polizei blutet. Jetzt Norderreihe, Gärtnerstraße. Die Adolfstraße ist ruhiger, doch schwillt das Feuer an in der Langenfelder Straße, ein letztes Aufleuchten noch. Dann fallen die Schüsse seltener. Das „Proletarier"-Viertel liegt hinter der SA., und in den Gassen des „Proletarier"-Viertels leuchtet rotes, rotes Blut.

Und sie hatten nichts weiter getan, als sich zu Deutschland bekannt und Deutschlands Recht auf alle deutschen Straßen proklamiert. Sie hatten nur eine Liebe gekannt, das war Deutschland, und mußten sterben dieser Liebe wegen. In Altona, am 17. Juli 1932.



Und wo sie marschieren, da fließt ihr Blut

Für das Dritte Reich

Unmittelbar an die weite Elbe mit ihrem rastlos pulsierenden Hafenleben, den qualmenden Schloten und dem ragenden Mastenwald grenzt das Hafenviertel der alten Hansestadt Hamburg, die Neustadt. Enge, winklige Gassen und Straßen, durch die tagsüber die gewichtigen Lastzüge donnern, durch die des Morgens in der Frühe die Hafenarbeiter und Schauerleute in langen Kolonnen zur Arbeit in den Hafen ziehen, das ist das Bild, das sich hier bietet.

Vor zwei und drei Jahren noch, da sah es ganz anders aus. Wohl dröhnte auch das Lied der Arbeit vom Hafen herüber, wohl zogen auch damals die Arbeiterkolonnen durch die Neustadt zum Hafen und donnerten die Lastzüge durch die Straßen, aber dennoch, die Hamburger Neustadt war damals rot.

Die „rote Neustadt", das war ein Begriff an der ganzen Wasserkante. Von roten Fahnen und Transparenten die Straßen übersät, in den Lokalen Stützpunkte der vereinigten Marxisten, und wenn die Dunkelheit hereinbrach, der Krieg im Dunkeln, Kampf bis aufs Messer.

Hier stand die damals neugegründete SA.-Marine Hamburg. Hier unten kämpften deutsche Seeleute einen wilden, verwegenen Kampf gegen hundertfache Übermacht. Lokal auf Lokal ging zum Teufel, was tat's? Mitten in der „roten Neustadt" setzte man sich dennoch durch. Die Männer mit den blauen Mützen und dem goldenen Eichenkranz, hier unten, in wilden Straßenschlachten mit Kommune oder SPD., je wie es kam, hier wurden sie ein verschworener Haufen, zusammengeschweißt in Kampf und Not. Kerls wie die Bäume, mit blitzenden Augen und eisenharten Fäusten. Aug um Aug und Zahn um Zahn wurde gerungen. Das war kein Spaß da unten in Hamburgs rötester Vorstadt.

Und hier in der Hamburger Vorstadt, da stachen sie ihn dann nieder, unseren Kameraden Karl Heinzelmann. Weither vom Süden war er gewandert, um an der Wasserkante sein Glück zu suchen. Die Weite der See, sie lockte den Jungen. Zum ersten Dienst im Marinesturm 2 trat der kaum 19jährige an, da fällte ihn in jener Frühlingsnacht am 16. Mai 1932 der kalte Stahl.

Marinesturm 2, von einer Versammlung mitten im rötesten Viertel zurückkommend, wird überraschend angegriffen. Schüsse fegen durch die nachtdunklen Straßen, Messer blitzen im Laternenlicht. Koppel und Schulterriemen 'runter! SA.-Marine 'ran! Die Trillerpfeifen schrillen zum Angriff. Mann gegen Mann steht hier; rote Marine gegen SA.-Marine.

Kaum zehn Minuten später ist der Spuk zerstoben. Zwei schwerverletzte SA.-Männer liegen auf dem Pflaster. Den Rest und die Leichtverletzten verhaftet die Polizei. Die Kommune ist verschwunden, die Verwundeten hat man mitgenommen. Alle kamen sie durch, die braunen Jungens, nur unser Karl Heinzelmann sollte den Tag des neuen Deutschlands nicht mehr schauen. Monatelang siechte der Junge im Wasserbett des Krankenhauses dahin, der Kommunedolch hatte ihm das Rückgrat zerfetzt. Der Sommer verging, und als dann die Blätter fielen, am 20. Oktober, trugen wir ihn hinaus zur letzten Ruhe. Fern von dem Ort, da ihn der Mordstahl traf, ruht heute unser Kamerad in seiner Bergheimat aus. Und heute sind es nun fast drei Jahre her, daß ihm das Auge brach. Noch immer dröhnt das Lied der Arbeit über die Hamburger Neustadt, noch immer pulsiert das schaffende Leben durch die Straßen. Doch irgendwo dort unten im Häusergewirr der Hansestadt ist heute eine schlichte Tafel in die Hauswand eingelassen.

Hier war es, damals am 16. Mai!

Der Alltag geht daran vorbei. Doch einmal, wenn im Herbst die Blätter fallen, da kommen sie alle gezogen, die damals dabei waren im Kampf um die rote Neustadt. Da flattern die alten stolzen Sturmfahnen, da kracht wieder der alte Marschtritt der deutschen Seeleute über das Pflaster und über die Stelle, an der sein junges Blut rann.

Im lodernden Schein der Fackeln halten wir dann Zwiesprache mit unseren Kameraden vom großen Totensturm, und all die alten Sturmgesellen von damals sehen einander hart in die Augen.

Heute haben wir Deutschland erstritten, wir hielten dem Toten den Schwur. Während die Fackeln verglimmen, klirrt der Sturm, sein stolzer Sturm, an der Mordstelle vorbei. Die blutroten Sturmfahnen rauschen durch die Nacht, und unser Weg ist weit, so weit.

Feiertage hatten bei uns immer eine ganz besondere propagandistische Bedeutung. Die Bauern, welche die Woche über auf ihren Höfen der Arbeit nachgehen, finden sich in den Kirchdörfern ein, um möglichst rasch nach dem Kirchgang oder auch ohne denselben im Gasthaus ihr Bier zu trinken, ihre Sorgen und Nöte oder die politischen Tagesereignisse zu besprechen, kurz, es herrscht immer regeres Treiben als sonst. Die ganze Woche vor Ostern diente schon dazu, um das für die Aktion notwendige Material zusammenzutragen und um alles so zu organisieren, daß alles klappte und dabei doch keiner von uns geschnappt würde. Der Karsamstag schon findet die Lacher auf unserer Seite. Man hatte uns nämlich das zu Ostern gebräuchliche Böllerschießen verboten, d. h. man hätte es nur unter Kontrolle der Ostmärkischen Sturmscharen gestattet, denn es wäre ja sonst fast unvermeidlich gewesen, daß dabei den bösen Nazibuben Pulver in die Hände gefallen wäre, und was dann alles hätte geschehen können, ist völlig unausdenkbar, man kennt ja doch diese „braunen Verbrecher". Kurz und gut, wir verzichteten auf das Böllerschießen, der ansonsten unvermeidliche Anblick der zwetschgenblauen „Ölberghusaren" hätte uns die Feiertagsstimmung verdorben.

Aber — Rache ist süß!

Am späten Nachmittag beginnt die „Auferstehung" in der Kirche, anschließend daran formiert sich die Prozession und folgt dem Mesner, der vorausgehend das Kreuz trägt. Schon ist der Zug, der in diesem Jahre ohnedies nur aus etlichen alten Weiblein und Kindern besteht, etliche hundert Schritte aus dem Kirchhof, als man erst wahrnahm, daß der Pfarrer mit dem „Himmel" nicht folgte und erst nach etlicher Zeit, unter allgemeiner Heiterkeit der Fernerstehenden, herauskam, die Prozessionsteilnehmer auffordernd, wieder zurück in die Kirche zu kommen. Was war geschehen? Es hatte sich, trotz eifrigen Suchens, niemand gefunden, der den „Himmel" getragen hätte, und so mußten die armen, eifrigen Christen die Auferstehung in der Kirche allein und ohne Prozession feiern. Was doch so ein Verbot alles auslöst!

Bei anbrechender Nacht begann nun unsere eigentliche Tätigkeit. Trotz andauernder, scharfer Bewachung, die wir fallweise durch kleine Manöver ablenkten, gelang unser Programm restlos. Hakenkreuzfeuer brannten auf den Bergen, auf steilen Lehnen waren riesige, mit Sägemehl gestreute Hakenkreuze weithin sichtbar, große Transparente leuchteten auf, die Kirchtürme unseres und der benachbarten Orte waren mit Hakenkreuzfahnen geschmückt, ja selbst auf dem Glockentürmchen des Gendarmeriegebäudes flatterte lustig ein Hakenkreuzfähnchen, als ob es sich dort unbedingt wohlfühlte. Auch wurde nicht vergessen, die Kanzleiräume des Gendarmeriekommandos mit Propagandamaterial ausreichend zu versorgen, man konnte ja doch nicht wissen ...

Der Morgen des Ostermontags war für mich allerdings wesentlich trister. Ich wurde um 6 Uhr morgens ziemlich unsanft geweckt, und während ich mir den Schlaf aus den Augen reibe und aufschaue, ist es ein Gendarm, der meine wohlverdiente Nachtruhe so unsanft gestört hatte. Also heißt es aufstehen und wieder einmal dorthin wandern, wo sich die Türen nur von außen öffnen lassen. Wieder einmal den Himmel nur durch Gitter sehen und sich die Langeweile durch besondere „Liebenswürdigkeiten" des Kerkermeisters vertreiben lassen. Doch man ist ja daran schon gewöhnt. Nach wenigen Tagen schon bekomme ich einen Kameraden meines Trupps, den man inzwischen auch gefaßt hatte, als Gesellschaft. Und dieser Kamerad erzählt mir von den Wirkungen, die unsere Aktion hatte. Wir konnten zufrieden sein und gerade ein Umstand rief bei mir besondere Heiterkeit hervor. Nachdem man tagelang niemanden gefunden hatte, die Fahne vom Kirchturm zu entfernen, mußte der Ortsgruppenleiter der Vaterländischen Front selbst angstschlotternd hinaufsteigen.

Was aber dem Ganzen die Krone aufsetzte, war, daß man das Kreuz der Kirchturmspitze abnahm, das Ewige Licht in der Kirche auslöschte und die Kirchengeräte forttrug, der Pfarrer sich mit diesen Dingen in die Bahn setzte, um sie vom Bischof in Klagenfurt neu weihen zu lassen, denn durch die Anwesenheit der bösen Nazibuben in der Kirche, die ja alle Kinder der Hölle und Heiden sind, erschienen unserem Pfarrer diese Geräte als entweiht. Ja sogar die Kirche wollte der Arme neu geweiht haben, doch empfand

die vorgesetzte Kirchenbehörde diese Maßnahme scheinbar doch als unbegründet und fürchtete wohl auch die Lächerlichkeit eines solchen Beginnens, so daß es unterlassen wurde. Wir aber hatten während unserer „Sitzung" ausreichenden Stoff zur Heiterkeit und waren dadurch für den „Saß" einigermaßen entschädigt. Nach einigen Wochen kam eines Morgens der Kerkermeister in meine Zelle und hielt mir einen Wisch zur Unterschrift vor. Wieder eine neue Strafverfügung, dachte ich mir, denn man sah sich derartige Dinger kaum mehr genauer an, war es doch meist dasselbe, und es blieb auch meist gleichgültig, ob man so einen Wisch unterschrieb oder nicht, bestraft wurde man immer und auf alle Fälle. Doch diesmal forderte mich der Kerkermeister auf, das Ding genau anzusehen, und siehe da, es war die Genehmigung der von mir angeforderten Haftunterbrechung. Ich schlug buchstäblich einen Purzelbaum vor Freude, daß die Pritsche in allen Fugen krachte, und binnen zehn Minuten, nachdem ich mich unter Protest des Kerkermeisters von den Kameraden in den Nachbarzellen verabschiedet hatte, verließ ich diese „gastliche Stätte". Daheim erkannte man mich kaum, so lang war mir der Bart während dieser Wochen gewachsen, mein Aussehen war dem eines Waldmenschen nicht unähnlich geworden. Daß natürlich mein Freiwerden mit einer „pfundigen" Aktion gefeiert werden mußte, war klar.

Heute gibt's noch was

Harte und blutige Zusammenstöße und Kämpfe haben wir in Danzig erlebt und stets siegreich bestanden, aber auch unblutige Schlachten, die eines gewissen Humors nicht entbehrten, sind in unserer Erinnerung stets wach und lebendig geblieben. Eine davon soll hier geschildert werden.

30. Januar 1933. Tag der Erfüllung unseres größten Wunsches, der Tag, für den wir uns bedingungslos eingesetzt haben, für dessen Herbeiführung mit der größten Zähigkeit und Aufbietung der letzten Kräfte gekämpft wurde.

Es ist gegen Mittag. Verschiedene SA.-Kameraden, welche ihrer Stempelpflicht genügt haben, kommen auf dem Nachhause-

wege in das Sturmlokal Polley, Lange Brücke, um sich von hier aus neue Befehle zu holen oder Meldungen abzugeben.

Wilde Gerüchte durchschwirren die Luft, denn die Balken im morschen Gebäude des Weimarer Staates krachen und brechen zusammen. Stumm und erwartungsvoll sitzen wir im Sturmlokal zusammen, und jeder hegt die stille, aber feste Hoffnung, daß endlich unser Führer die Macht in seine starken Hände nimmt und einem unseligen Zeitabschnitt im Leben und der Geschichte des deutschen Volkes ein Ende bereitet. Unsere Hoffnung sollte uns diesmal nicht trügen. Plötzlich wird die Tür zu unserem Raum aufgerissen, und mit strahlenden Augen stürmen der Wirt und die Wirtin herein. Ohne daß noch ein Wort gefallen ist, springe ich auf und weiß, daß unser Führer des Reiches Kanzler geworden. Der Wirt bestätigt die Nachricht. Er hat sie soeben durch den Rundfunk erfahren.

Ergriffen und wortlos standen wir und drückten uns die Hände. In wenigen Sekunden eilte nochmal der ganze harte Kampf, der geführt werden mußte, an unserem geistigen Auge vorbei. Wir gedachten der Kameraden, die nicht mehr unter uns weilten, und hatten nun die Genugtuung, daß sie nicht umsonst gefallen waren.

Und dann bricht sich das überschwellende Gefühl Bahn. Befehle werden erteilt: „Sturmappell um 18 Uhr Sturmlokal."

Vollzählig sind die Männer erschienen, denn heute ist ein Tag, der nach Jahrhunderten noch genannt werden wird, und den im Kreise seiner Kameraden und Mitkämpfer zu erleben sich keiner nehmen läßt.

Dann spricht der Sturmführer: „Kameraden, wir freuen uns mit unseren Kameraden im Reich, welche das erste große Ziel mit dem heutigen Tage erreicht haben. Für üns Danziger ist jedoch der Zeitpunkt noch nicht gekommen, wo auch wir uns ungetrübt freuen können. Es gilt vorerst noch weiterzukämpfen wie bisher, auszuhalten und durchzuhalten im festen Glauben an eine neue Zukunft und in unerschütterlicher Treue zu unserem Führer. Wir kennen nur ein Ziel: Danzig deutsch zu erhalten und es dermaleinst zurückzubringen zu unserem großen deutschen Vaterland."

Schnell vergingen in kameradschaftlicher Gemeinschaft die Stunden. Aufmarsch in geschlossener Ordnung ist von der damali-

gen Danziger Systemregierung für die SA. verboten, und doch trägt jeder der Kameraden die stille Gewißheit: Heute gibt's noch was!

Und richtig, der Befehl kommt: „SA. draußen vor dem Sturmlokal in Linie zu drei Gliedern antreten!"

Die Gesichter der Männer strahlen Zufriedenheit, die Augen glänzen vor Freude darüber, daß wir uns heute das Recht auf die Straße von niemand mehr nehmen lassen. Vor dem Abmarsch noch einige Verhaltungsmaßregeln, und los geht es durch die engen Gassen der Recht- und Niederstadt. Überall, wo wir durchmarschieren, werden wir von der Bevölkerung stürmisch begrüßt. Einzelne Polizisten verschwinden bei unserem Herannahen in seitliche Gassen und lassen uns unbehelligt.

So geht der Marsch durch alle Straßen bis gegen 1 Uhr nachts, und als wir die vorletzte Gasse zu unserem Sturmlokal erreichten, ist hinter uns der bekannte grüne Überfallwagen. Kommando: „Abgesessen!"

Wir marschieren unbekümmert weiter und singen gerade das Lied vom König von Groß-Berlin. Unser Sturmführer ist von der Spitze, an welcher er bisher marschierte, nach hinten gegangen und hat einen kurzen Wortwechsel mit dem Führer des Überfallkommandos: „Sie lösen sofort den Sturm auf." — — „Jawoll, wird gemacht!"

Alles ist für diesen Fall schon vorbereitet, jeder weiß, was er zu tun hat, als das Kommando kommt:

„Mit drei Schritt Zwischenraum und zwei Schritt Abstand von der Mittelreihe auflösen."

Das Bild, das sich jetzt dem Auge bietet, ist einfach knorke. Linke Reihe am linken Bürgersteig, mittlere Reihe in der Mitte und rechte Reihe am rechten Bürgersteig, so ziehen wir singend weiter. Wutschnaubend hinterher die knüppelschwingenden Grünen.

Es sollte aber noch besser kommen. Diese Auflösungsart gefiel dem Offizier nicht, er verlangte eine vollständigere, die er auch schnell haben sollte, wenn auch nun nicht so, wie er sie sich gedacht hatte.

Ein Kommando schrillt vom Sturmführer durch die Reihen

nach vorne: „Laufschritt, marsch, marsch!" Alles setzte sich in laufende Bewegung, hinter dem Sturm die Grünen, der Offizier und die Überfallwagen sowie diejenigen, die sich dieses Schauspiel nicht nehmen lassen wollten. Bald sind wir an unserem Sturmlokal angelangt, und hier findet die ergötzliche Szene ihr Ende, die noch heute Gegenstand heiteren Gelächters für alle „Mitwirkenden" ist.

Der 30. Januar 1933 in Pforzheim

Dichtgedrängt saßen wir im „Anker" um den Tisch, auf dem der Lautsprecher stand. Atemlos lauschte alles dem Hörbericht aus Berlin, welcher die gewaltige Kundgebung anläßlich der Ernennung unseres Führers zum Reichskanzler brachte. Die zusammengebissenen Zähne, die verdächtig glitzernden Augen, in denen es immer und immer wieder aufleuchtete, bewiesen, wie es in jedem arbeitete. Nach furchtbarem, erbittertem Kampf endlich am Ziel! In ganz Deutschland ein Riesenaufschrei aus übervollem Herzen, eine Begeisterung, die sich überall Luft machte in Kundgebungen von unerhörter Wucht. Selbstverständlich, daß wir morgen abend uns anschließen.

Kommune? Sagte einer eben nicht das Wort Kommune? Härter wurden wieder die Gesichter, geballte Fäuste lagen plötzlich auf dem Tisch, als sähe jeder eine höhnisch grinsende, rote Fratze. Geduld, auch mit euch Brüdern werden wir abrechnen!

Wie wenige ahnten, als wir das Heim aufsuchten, wo wir in Bereitschaft lagen, daß diese Abrechnung gar nicht mehr lange auf sich warten ließ. Der folgende Abend brachte den schweren Zusammenstoß mit Rotfront in der Hermannstraße. Daraus wurde die „Hermannsschlacht in Pforzheim".

„Also, die ersten vier Rotten holen jetzt die Sturmfahnen. Und dann ..."

Ein junger Mensch kam die Treppe heraufgeschossen und auf uns zugekeucht:

„Drunne in der Gerbergass' haue se eire Leit z'samme!"

„Danke. Hierher hören! Erster Trupp über Marktplatz, Deimlingstraße, dritter Trupp von der Theaterstraße her auf die Gerbergasse. Zweiter Trupp Reserve und abriegeln."

Der alte Frontsoldat in mir grinste sich eins, denn es klappte prachtvoll. Das war nicht mehr der brüllende Haufen, der im vergangenen Frühsommer aus einem ähnlichen Anlaß das berüchtigte Kommunistenlokal stürmen wollte. In diesem Augenblick wußte ich, daß die Riesenarbeit nicht umsonst war.

Ich sauste dem ersten Trupp nach. Entsetzt stoben die Leute auseinander, als wir im scharfen Laufschritt, fest geschlossen, über den Marktplatz in die Deimlingstraße rannten. Vor dem Eingang in die Gerbergasse Volksgewimmel. Es zerflatterte im Augenblick.

„Haaaalt! Schulterriemen 'runter." Doch da kamen uns schon Schupos entgegen. Einige führten sieben unserer SA.-Kameraden, die zum Teil übel zugerichtet waren.

„Alles in Ordnung, meine Herren", meldete der führende Wachtmeister, Hand am Helm.

„Danke Ihnen. Die Melder. Sturm 1 sammelt sich in Marschkolonne auf dem Waisenhausplatz, Front nach Westen."

In kurzer Zeit konnten wir abrücken, nahmen droben im Heim unsere Fahnen in Empfang und kamen auf dem Turnplatz in dem Augenblick an, als die Fackeln ausgeteilt wurden. Nach Meldung beim Standartenführer rückten wir an die uns zugewiesene Stelle. Blendende Scheinwerferstrahlen tasteten die Wilhelmshöhe und die umliegenden Häuser ab, huschten in die Eingänge der Straßen, auf die Dächer.

Nach langem Warten setzt sich der Zug in Bewegung. Vor uns marschierte der Sturmbannstab, begleitet von Fackelträgern, weiter vorne der Nachrichtensturm und der Standartenstab.

An einer Straßenkreuzung die ersten Rufe: „Rot Front!" „Heil Moskau!" „Hitler verrecke!"

Einige Leute wollten ausbrechen.

„Wer keine Ordnung hält, wird aus dem Zug 'rausgestellt!"

Noch verschiedene Male kamen wir an Stellen, wo sich die Kommune aufgebaut hatte. So näherten wir uns, durch die Holzgartenstraße kommend, der Hermannstraße. Schon von weitem hörten wir die Sprechchöre. Am Eingang der Straße hatten sich ungefähr 40 bis 50 Rotfrontler aufgebaut.

„Dichter aufschließen!"

Knapp hinter dem Stab marschierend, erreichten wir die Horde.

Weit aufgerissene Mäuler, vor Haß funkelnde Augen, verzerrte Gesichter und hochgereckte Fäuste. Auch einige Weiber darunter.

„Da kommt der Stab. Uff se!"

Ich sah, wie einer nach dem Adjutanten langte. Aber da zischte dem Roten eine Fackel unter die Nase, daß der Kopf jäh zurückflog. Im nächsten Moment war die fürchterlichste Keilerei im Gange.

Kurze Zeit stand ich wie erstarrt. Herrgott, man war doch 4½ Jahre an der Front und hat manches mitmachen müssen. Aber hier?

Wie ein Mauerbrecher war die Spitze des Sturmes in die Kommunisten hineingefahren. Von der andern Seite kamen die Nachrichtler und der Standartenstab. Und dann krachten brennende Fackeln auf Köpfe und Schultern, daß die Getroffenen in einem Funkenregen verschwanden und aufbrüllend zusammensackten oder wie Wahnsinnige davonrannten.

Schüsse krachten.

„Der Hund hat g'schosse!" Ein riesenhafter Kerl tauchte in einem Feuerregen unter. Dann brach er unter dem Ansturm von einigen SA.-Männern zusammen. Noch einmal wuchtete er sich hoch. Ein Ruck rechts, ein Ruck links und die Angreifer waren abgeschüttelt. Wieder stoben die Funken und dann war er erledigt.

„Herrgott, unsere Fahne!" Ein paar Riesensätze, und dem Roten, der eben mit dem Fahnentuch davon wollte, fuhr die Fackel übers Gesicht. Er hatte genug. Der Fahnenträger band sich das Tuch um das Koppel und machte mit dem Schaft wütende Ausfälle. Um ihn herum entstand bald ein leerer Raum, denn wo die Spitze hinzuckte, sausten die Roten davon. Unsere SA.-Männer droschen mit furchtbarer Erbitterung drauf. Mancher feige Überfall in der letzten Zeit wurde hier mit Zinsen heimgezahlt.

Weiter weg ein wüster Haufen. Eben brach ein junger SA.-Mann zusammen. Auf den am Boden Liegenden, der, wie sich's später herausstellte, einen schweren, von einem Schraubenzieher herrührenden Lungenstich hatte, schlugen noch die Unmenschen ein. Ein anderer, dem das Blut über das Gesicht schoß, hatte ebenfalls einen schweren Stand. Im Augenblick war der Haufe auseinandergesprengt.

Regungslos lag der SA.-Kamerad am Boden. Aber wunder-

barerweise kam er mit dem Leben davon. Daneben erhob sich eine Frau, die scheinbar etwas abgekriegt hatte, auf die Knie. Mit erhobenen Händen rutschte sie auf dem Boden herum. Die Schreie, die sie dabei ausstieß, waren furchtbar. Ich packte sie und wollte sie auf die Seite schleppen, bekam aber einen schweren Schlag ins Kreuz, der mich auf die Knie warf. Es gelang mir aber noch, sie in einen Hausgang zu schleppen.

Wieder 'raus in das Getümmel. Auf der ganzen Straße nichts als brüllende, tobende Menschen, zerstiebende Fackeln, am Boden sich wälzende Gestalten. Eben rannte einer vorbei, dessen Haare lichterloh brannten. Aber es ging dem Ende zu. Rotfront hatte genug. Was nicht am Boden lag oder sich in die Häuser verkrochen hatte, floh gehetzt die Straße entlang nach der Enzbrücke zu. Einige SA.-Männer hinterher. Aber das hatte keinen Zweck; denn jenseits der Enz befand sich ja die Hochburg der Kommune. Die konnten ja in den schönsten Hinterhalt fallen. Also sammeln. Es bedurfte aber manchmal einer ganz energischen Aufforderung, bis alles in Ordnung kam und der Fackelzug sich wieder in Bewegung setze. Aber von wegen „Fackeln". Nur noch klägliche Reste, kümmerlich verteilt, rahmten die Spitze des Zuges ein.

Noch zweimal versuchten die Roten den Zug zu stören. Jedoch hier war die Schupo gleich zur Stelle und schaffte Ruhe, sehr zum Leidwesen unserer Männer, die damit gar nicht einverstanden waren und kräftige Töne schimpften. Besonders riskierten diejenigen noch ein großes Maulwerk, die etwas abbekommen hatten und ihre Wut darüber unbedingt noch auf einem Rotfrontler 'rausdreschen wollten. Gut sahen einzelne aus mit ihren blauen Augendeckeln, schwarzen Gesichtern und blutbespritzten Uniformen; einige mit mächtigen weißen Binden um die Rübe, welche hilfsbereite Sanitäter in verschwenderischer Fülle angelegt hatten und die nun stolz getragen wurden. Ich glaube schon, daß wir beim Weitermarsch einiges Aufsehen erregten. Auch unsere leere Fahnenstange wurde gebührend beaugapfelt, und breitspurig schritt ihr Träger einher, um die Hüfte immer noch das Fahnentuch. Und wir winkten immer und immer wieder mit unsern Fackelstummeln, wenn brausende Heilrufe ertönten. Vor dem Einmarsch in den Turnplatz gab es nochmals eine kurze Holzerei mit einigen irrsinnigen Roten.

Dann warfen wir unsere mehr als kläglichen Fackelreste zusammen.

Die junge Pforzheimer SA. hatte sich glänzend geschlagen. Und in der folgenden schweren Zeit bewies sie erst recht, welch prachtvoller Geist in ihr steckte. In zahllosen Nächten lag sie in Bereitschaft und wachte, damit harmlose Bürger, die für das „Märchen" vom bösen Kommunisten nur ein Achselzucken oder ein überlegenes Lächeln hatten, geruhsam schlafen konnten. In ruhiger Selbstverständlichkeit standen sie Wache oder schoben ihre Patrouillen. Nacht für Nacht. Und an dieser Wachsamkeit zerbrach Rotfront. Die Heimat war gerettet.

Ihr Kameraden, die ihr in fremder Erde ruht und die ihr euer Herzblut für diese Heimat verspritztet, schlaft ruhig weiter, denn euer Erbe befindet sich in treuer Hut! Wie ein granitener Block steht die SA., euer Vermächtnis gegen jeden Feind zu schützen!



„. . . breitspurig schritt ihr Träger einher, um die Hüfte das Fahnentuch"

Inhaltsverzeichnis

DER APPELL

Im Auftrage der Obersten SA.-Führung

herausgegeben von der

Abteilung Weltanschauung u. kulturelle Dienstgestaltung

Bearbeitet von Sturmhauptführer Herbert Böhme

Heft 1: **Wille und Vollendung**
Auftrag und Durchführung der kulturellen Dienstgestaltung in der SA., von Oberführer Friedrich Joachim Klähn

Heft 2: **Deutschland, heiliges Deutschland**
Das große Gelöbnis, von Herybert Menzel

Heft 3: **Wintersonnenwende**
Sinn und Gestalt

Heft 4: **Die Losung**
Ein Weihespiel, von Herbert Böhme

Heft 5: **Die Musik im Dienstgebrauch der SA.**
von Dr. Franz Ständer

Heft 6: **Männer, Kämpfer und Soldaten**
Eine Morgenfeier, von Friedrich Joachim Klähn und Herbert Böhme

Heft 7: **Ewig lebt die SA.**
von Herybert Menzel

Heft 8: **Sommersonnenwende**
von Herbert Böhme

Heft 9: **Der heitere Kameradschaftsabend**
Grundsätzliches und Beispiele von Dr. Franz Ständer

Jedes Heft 20 Pfennig — Bezug durch jede Buchhandlung

Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf., München